H. Eccl.
165

H.Eccl.165 m

Gerold,

erster Bischof von Lübeck

und

die Kirche zu Ratekau.

Zur Gedächtnißfeier

des 700jährigen Bestehens dieser Kirche

von

J. E. Busse,
Pastor zu Ratekau.

Bayerische Staatsbibliothek München

Zum Besten der Ratekauer Diaconiecasse.

Lübeck.
v. Rohden'sche Buchhandlung.

1856.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Seiner lieben Gemeinde

gewidmet

vom

Verfasser.

Dir, liebe Ratekauer Gemeinde, Dir übergebe ich dieses Schriftchen. Nimm es auf als einen Glückwunsch zu dem Feste Deines 700jährigen Bestehens. Ich bitte Gott, daß er Dir Dein Gotteshaus immer mehr wolle dazu gereichen lassen, wozu es Dir gegeben ist, nämlich daß Du selbst gebauet werdest zu einer Behausung Gottes im Geiste. Denn auch Du sollst so werden, wie Eph. 5 v. 26 u. 27 geschrieben stehet: „Er hat sie gereiniget durch das Wasser„bad im Wort, auf daß er sie ihm selbst darstellete eine „Gemeinde, die herrlich sei und nicht habe einen Flecken „oder Runzel oder des etwas, sondern daß sie heilig sei „und unsträflich."

Der Verfasser.

Einleitung.

Unsere liebe Ratekauer Kirche steht jetzt ungefähr 700 Jahre. Nun, sie hat nicht immer so ausgesehen, wie sie jetzt aussieht. Es ist noch nicht so gar lange her, daß sie so hell und freundlich geworden ist, wie sie jetzt ist. Der vor einigen Jahren erst verstorbene Pastor Eckermann hat dadurch, daß er ihr ihre jetzige Einrichtung gegeben, seinem Namen unter uns ein schönes Denkmal gesetzt. Auch vorher hat sie sicherlich mancherlei Wandlungen schon erfahren. Aber, daß es eine Kirche zu Ratekau und eine Ratekauer Kirchengemeinde giebt, das sind nun an die 700 Jahre.

Es sind mehrere alte Nachrichten vorhanden, welche bezeugen, daß die Kirche zu Ratekau im Jahre 1156 nach Chr. Geb., also gerade jetzt vor 700 Jahren erbaut worden sei.

Da finde ich im hiesigen Kirchenarchive eine im Jahre 1777 von einem Ungenannten geschriebene „Nachricht über die Ratekauer Kirche," in welcher bemerkt ist, die Kirchen zu Lütgenburg, zu Süsel und zu Ratekau seien alle drei im Jahre 1156 gebaut. Dabei ist eine Auseinandersetzung hinzugefügt, welche wenigstens das wahrscheinlich macht, daß unsere Kirche eine der ersten gewesen ist, welche, nachdem der Sieg des Christenthums in Wagrien entschieden war, in diesen Gegenden gegründet worden sind.

Ebenso setzt der lübeckische Kämmerei-Secretair Licentiat Johann Rudolph Becker, der im Jahre 1782 eine umständliche Geschichte der freien Stadt Lübeck herausgegeben hat, die Erbauung der vorher genannten drei Kirchen in das Jahr 1156.

Diese Geschichtschreiber neuerer Zeit haben ihre Nachrichten aus älteren geschöpft. Da will ich nur erwähnen: Detmar, Franciskaner-Lesemeister zu St. Catharinen in Lübeck, welcher etwa um das Jahr 1385 eine lübeckische Chronik verfaßt hat. Dieser sagt ganz einfach: (Grautoff, p. 44) „In deme iare 1156 do wurden de kerken erste buet susele, luttekenborch, ratekowe."

Aber auch Detmar hat nur wieder erzählt, was er in älteren Schriften gelesen. Alle alte Nachrichten über die Erbauung der Ratekauer Kirche stammen wohl ohne Zweifel aus einer und derselben Quelle und diese ist die Chronik der Slaven, geschrieben von Helmold, Priester zu Bosau. Die alten heidnischen Bewohner unserer Gegenden hießen Slaven oder Wenden, und Helmold, der in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts zu Bosau am Plöner See Priester war, hat die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums unter diesen Slaven oder Wenden bis zum Jahre 1170 in lateinischer Sprache beschrieben. Dieser Helmold begleitete den Bischof Gerold, seinen ehrwürdigen Lehrer, wie er selbst ihn nennt, auf seiner ersten Amtsreise durch Wagrien, denn so hießen damals unsere Gegenden, das östliche Holstein, und war namentlich mit ihm in Oldenburg (slavisch: Stargard) und Lübeck in den ersten Tagen des Jahres 1156. Er ist entweder bei der ersten Gründung unserer Kirche selbst zugegen oder doch als Priester zu Bosau nicht so gar weit entfernt gewesen. Was er davon erzählt, ist also gewissermaßen Selbsterlebtes.

Da will ich denn nun zeigen, wie nach Helmold die erste Einrichtung des Ratekauer Kirchenwesens in den Spätherbst des Jahres 1156 fällt. Den freundlichen Leser aber bitte ich nicht ungeduldig zu werden, wenn ich zuvor etwas weiter aushole, damit Alles seine rechte Stellung und seinen rechten Zusammenhang erhalte.

1.

Gerold, Vicelin's Nachfolger.

Der geneigte Leſer hat ſicherlich ſchon ſonſt gehört oder geleſen von Vicelin, dem Apoſtel der wagriſchen Wenden. Das war ein rechter Miſſionar, ein Mann nach dem Herzen Gottes. Einträgliche Ehrenſtellen wurden ihm angeboten, er zog es vor, in Armuth und Blöße ſeinem Herrn und Heiland zu dienen. Es erbarmte ihn zu ſehr das heidniſche Elend unſerer Vorfahren, von welchem er gehört; die Liebe Chriſti drang ihn Alles daran zu ſetzen, die armen Heidenſeelen der Finſterniß des Heidenthums zu entreißen und ſie in das Reich Gottes zu führen. Nachdem er ſo faſt 30 Jahre lang an der Bekehrung der Wagerwenden gearbeitet hatte mit viel Predigen und noch mehr Beten, und ſich immer wieder neuen Muth erbetet und immer wieder von vorne angefangen hatte zu ſäen und zu pflanzen, wie oft auch ſeine Hoffnungen wieder zertrümmert und ſeine Pflanzungen wieder ausgerottet waren mit Stumpf und Stiehl, erhielt endlich das Wagrierland in der Perſon des Grafen Adolph II. von Holſtein, Grafen von Schaumburg, einen Herrſcher, der es ſich angelegen ſein ließ, ſeine Lande mit chriſtlicher Geſittung zu erfüllen. Das iſt der Mann, deſſen energiſcher Wille und weiſe Maßregeln zuerſt der Kirche Chriſti einen ſicheren Beſtand in Wagrien gegeben haben. Da durfte denn der fromme Knecht Gottes, Vicelin, nachdem der Herr ihn in langjähriger Kreuzesſchule gelehrt, geduldig ſein in Trübſal und fröhlich in

Hoffnung, nun doch den Tag noch sehen, da seine Gebete anfingen in Erfüllung zu gehen. Ja, er sollte nun auch noch ein Würdenträger der neuen Kirche werden. Im Jahre 1149 wurde er zum Bischof von Oldenburg in Wagrien ernannt. Schon früher hatte es nach einander zehn Bischöfe von Oldenburg gegeben und die christliche Kirche war nahe daran gewesen, in ganz Wagrien und Mecklenburg (damals das Land der Obotriten geheißen) das Heidenthum zu verdrängen. Aber seit dem Jahre 1066, wo die heidnische Parthei die Oberhand gewonnen, den christlich gesinnten Wendenkönig Gottschalk und mit ihm viele Christen ermordet, auch das Christenthum im ganzen Wendenlande ausgerottet hatte, war auch der bischöfliche Stuhl von Oldenburg unbesetzt gewesen und wurde nun erst durch Vicelin's Erhebung wieder aufgerichtet. Nicht lange bekleidete Vicelin diese neue Würde, die ihm, dem demüthigen Knechte Christi, eine schwere Bürde war. Vom Schlage gelähmt, starb er nach langen und schweren Leiden zu Faldera (jetzt Neumünster), seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, nachdem er 5 Jahre Bischof gewesen, am 12. Dec. 1154. An ihm hat es der Herr recht augenfällig bestätigt, daß man durch viele Trübsal eingehen müsse in das Reich Gottes. Segnet sein Andenken, ihr lieben Mitbewohner Wagriens! er hat eine Thränenaussaat ausgestreut und wir, wir essen von den vollen Garben, die aus dieser Saat gekommen sind.

Doch von Vicelin hab' ich hier eigentlich nicht zu erzählen, sondern von dem Manne, der nach ihm in sein Arbeitsfeld berufen ward. Da Vicelin starb, da war eben über Deutschland ein Gestirn aufgegangen, so glänzend, wie es später unserem deutschen Vaterlande niemals wieder geleuchtet hat; es war eine Zeit angebrochen, so groß und ruhmvoll, daß wir Spätlinge jetzt noch zehren von dem Ruhme jener Tage. Es war noch nicht 3 Jahre her, daß Friederich der Rothbart, der Hohenstaufe, ein König, wie Deutschland nach ihm keinen mehr gehabt, den deutschen Königsthron bestiegen. Gerade da Vicelin starb, war der neue König, wie es denn zu geschehen pflegte, mit seinem Heergefolge auf-

gebrochen nach Italien, um sich dort in Rom durch den Papst die Kaiserkrone des heiligen römischen Reiches aufs Haupt setzen zu lassen. In Deutschland gab es damals nur einen König, das war der Kaiser, und unter ihm wurde das Land von etlichen mächtigen Herzogen und unter diesen wieder von einer Anzahl geistlicher und weltlicher Fürsten und Herren beherrscht. Diese seine Lehnsträger mit ihren Mannen bildeten das Heergefolge des Kaisers auf seinem Römerzuge. Der mächtigste unter den deutschen Herzogen aber, dem Kaiser ebenbürtig an Geist und Tüchtigkeit, jung und thatendürstig wie der Kaiser, war damals Friederich's nachmaliger langjähriger Gegner, der berühmte Sachsenherzog Heinrich der Löwe. Sein Herzogthum, das Herzogthum Sachsen, umfaßte alle Lande im nördlichen Deutschland, auch Holstein, auch Wagrien mit. Da Vicelin der Bischof starb, da war also sein Oberlehnsherr der Herzog nicht daheim, denn Heinrich war auch mit Friederich nach Italien gezogen. Aber er hatte seine junge Gemahlin Clementia in seiner Burg zu Braunschweig zurückgelassen und ihr die Verwaltung des Herzogthums übertragen. Ihr wurde denn die Meldung gemacht, daß der Bischof Vicelin gestorben sei, und sie säumte nicht, die Wiederbesetzung des erledigten Bischofssitzes ihre Sorge sein zu lassen. In ihrer nächsten Umgebung befand sich ein Mann, der ihr völlig geeignet schien, mit der Weiterführung des Werkes, das Vicelin begonnen hatte, betraut zu werden. Es war Gerold, Canonicus zu Braunschweig und Vorsteher der dortigen Schule. Gebürtig war er aus Schwaben, angesehener Eltern Kind. Er war ein Mann zwar schwächlichen Leibes, aber kräftigen Geistes, von keuschen enthaltsamen Sitten und von einer Schriftgelehrsamkeit, wie sie in ganz Sachsen ihres Gleichen nicht hatte, und wegen solcher seltenen Eigenschaften hochangesehen am herzoglichen Hofe. Das Hofleben sagte ihm nicht zu, sein Sinn stand nach den Dingen der zukünftigen Welt. Ins Kloster ging der Zug aller ernsteren Gemüther in damaliger Zeit. Auch Gerold machte gerade damals Anstalt, dem Weltleben zu entsagen, seine Pfründe aufzugeben und im Kloster

Riddagshausen bei Braunschweig, dessen Abt sein Bruder Conrad war, ihm durch innige Liebe verbunden, ein armer Mönch zu werden. Da war denn nicht lange Zeit zum Besinnen. Schnell entschlossen läßt die Herzogin ihn zu sich rufen und spricht zu ihm: „Wenn du den Entschluß gefaßt hast, Gott deinem Herrn zu dienen „in strenger Selbstbeherrschung und Enthaltsamkeit, so ergreife eine „Arbeit, eben so nützlich als fruchtbringend; ziehe hin ins Land der „Slaven und arbeite in dem Weinberge, in welchem Vicelin der „Bischof bisher gearbeitet hat. Wirst du das thun, so wirst du „nicht bloß dir selbst, sondern auch anderen nützlich werden mit „deinem Pfunde. Denn jedes Gut wird erst dadurch zu einem „rechten Gut, daß es zum gemeinen Nutzen verwendet wird.“*) — Diese treffliche Rede der hohen Frau war entscheidend für Gerold's Entschluß. In den Worten seiner Gebieterin erkannte er Gottes Stimme und sagte zu. Ungesäumt schrieb die Herzogin an Ludolf, Probst des Klosters zu Högelsdorf (slavisch: Cuzelina) bei Segeberg. Denn dieser war nach dem Bischof der angesehenste unter den paar Geistlichen der oldenburgischen Diöcese. Die Herzogin entbot ihn nach Braunschweig und Ludolf kam. Da mußte er denn Gerold mit sich nach Wagrien nehmen und erhielt den Auftrag, ihn der wagrischen Geistlichkeit und dem wagrischen Volke als den Mann vorzustellen, welchen die herzogliche Verwaltung zum Bischof gewählt zu sehen wünsche. Es geschah alles, wie die Herzogin gewünscht, und wenig Wochen nach Vicelin's Tode war Gerold schon in aller Form zu seinem Nachfolger erwählt.

*) Helm. I. 79. nach Bangert.

2.

Kaiserkrönung und Bischofsweihe.

Aber es fehlte nun noch die erzbischöfliche Bestätigung und feierliche Weihe. Denn der nächste geistliche Vorgesetzte des Bischofs von Oldenburg war der Erzbischof von Bremen und Hamburg. Das war damals Hartwig, ein eben nicht sehr geistlich gesinnter geistlicher Herr. Er war ein straffer, auf seine erzbischöflichen Rechte gewaltig eifersüchtiger Mann. Mit dem Herzog lebte er in Hader, und dieser unselige Hader war es gewesen, der dem Vicelin so viel Bitteres bereitet hatte gegen das Ende seines Lebens. Seine erzbischöfliche Bestätigung mußte Gerold suchen. Aber Hartwig war augenblicklich nicht in Bremen. So weit war er gegangen in seiner Auflehnung wider den Herzog seinen Lehnsherrn, daß er diesem die Heerfolge verweigert hatte zum Italienischen Zuge. Das war eine Art von Majestätsverbrechen nach damaligen Begriffen. Ja, Hartwig hatte die Abwesenheit des Herzogs benutzt zu aufrührerischen Verabredungen mit einigen anderen unzufriedenen sächsischen Fürsten und Herren eine Zusammenkunft irgendwo im Böhmerwalde zu halten. Das war ruchbar geworden im Sachsenlande, und da sich nun der Erzbischof auf den Heimweg begab, da hatten ihm die Herzoglichen den Weg vertreten. So hatte er sich genöthigt gesehen, zu Merseburg an der Saale Halt zu machen und zu warten, bis ein günstiger Augenblick käme. Da muß nun Gerold, wohl oder übel, von Segeberg nach Merseburg pilgern.

Sein Gesuch fand hier aber kein geneigtes Ohr. Der Erzbischof wollte ihn schon deswegen nicht, weil der Herzog ihn wollte. Da war ein Probst in der dortigen Gegend, der hatte sich ihm gefällig erwiesen und der sollte nun werden, was Gerold werden wollte. Gerold berief sich auf die geschehene Wahl. Die Wahl gelte nichts, hieß es da, die paar Mönche und Colonisten, die paar Geistlichen, ob das eine Wahl heißen könnte durch Clerus und Volk? Die wagrische Kirche wäre ja gleichsam noch unreif und menschenleer, und deswegen ohne erzbischöfliche Genehmigung gar nicht zu einer solchen Wahl befugt. Kurz und gut, die Consecration zu erlangen, daran war nicht zu denken.

Was war zu thun? Zurücktreten durfte er nicht, am wenigsten ohne ausdrückliche Einwilligung des Herzogs. Unser Gerold war nicht der Mann, sich durch Schwierigkeiten irre machen zu lassen. Sein Entschluß war bald gefaßt. Er entläßt seine wagrischen Begleiter nach Hause, er selbst begiebt sich nach Schwaben zu seinen Angehörigen; zu gleicher Zeit entsendet er einen Eilboten nach Italien zum Herzog, dessen Rückkehr er in Schwaben erwartet. Der Eilbote kommt richtig an und bringt nach kurzer Frist einen Brief vom Herzog, Gerold solle unverweilt zu ihm nach Italien kommen. Da machte er sich denn auf, obgleich es noch fast Winter war; es mag etwa im März 1155 gewesen sein. Straßenräuber überfallen ihn, plündern ihn aus, verwunden ihn an der Stirn; das entmuthigt ihn nicht, er übersteigt die schneebedeckten Pässe der Alpengebirge und langt an in den Ebenen der Lombardei, die eben im schönsten Blüthenschmuck des Frühlings prangen. Aber ach! diese paradiesischen Gefilde durchtobt der Krieg, ein furchtbar blutiger mörderischer Krieg. Mailand, das stolze gewaltige Mailand, trotzt dem Kaiser, und Tortona, Mailands Verbündete, fühlt die ganze Wucht des kaiserlichen Zorns. Noch widerstehen Tortona's Mauern der Belagerung und Gerold findet seinen Herzog im kaiserlichen Lager vor Tortona. Endlich fällt Tortona den 17. April 1155. Nun setzt sich Friederich zu Monza die eiserne Krone der lombardischen Könige

aufs Haupt und dann geht's gen Rom. Aber Rom mußte auch erst genommen werden mit gewaffneter Hand. Die Römer waren gerade damals durch die hinreißende Beredsamkeit des Arnold von Brescia in einen schwärmerischen Freiheitstaumel hineingezogen, hatten den Pabst Hadrian IV. verjagt und die republicanischen Einrichtungen des Alterthums wieder hergestellt. Da führt nun Friederich mit seiner Heeresmacht den Pabst nach Rom zurück und wird von ihm noch am Tage des Einzugs, den 18. Juni 1155, in St. Peters Dom zum römischen Kaiser gekrönt. Das kaiserliche Heer lagert in den Straßen, die Römer halten noch den Theil der Stadt besetzt, der jenseit des Tiberflusses liegt, in der Nacht brechen sie hervor, Herzog Heinrich, der mit seinen Sachsen der Tiber zunächst lagert, wirft sie zurück und entscheidet den Sieg. Da wird denn Heinrichs Name erhoben über alle anderen Heerführer, die mit dem Kaiser sind, der Papst schickt ihm Geschenke und erfüllt nun sein Gesuch, er, der Papst selbst, möge doch Gerold zum Bischof von Oldenburg weihen. Mit nicht geringer Feierlichkeit wurde die Bischofsweihe zwei Tage nach der Kaiserkrönung, den 20. Juni 1155, vollzogen.

Da sind wir denn freilich von Ratekau ziemlich weit abgekommen. Aber es ist wirklich so, der Gründer unserer Kirche, der erste Bischof von Lübeck, ist bei Gelegenheit der Krönung Kaisers Friederich der Rothbart vom Papst selber zu Rom zum Bischof geweiht.

3.

Der wagrische Kirchensprengel.

Der neugeweihte Bischof eilt nun zurück nach Deutschland, und wir wollen auch das Waffengetöse von Italien hinter uns lassen und den Bischof begleiten, zu sehen, wie er sein Friedenswerk beginnt.

Nach kurzem Aufenthalte bei seinen Angehörigen in Schwaben, deren Liebe ihn erquickt und stärkt, pilgert er weiter, erreicht das Sachsenland, setzt über die Elbe und sieht sich nun in dem Lande, da er der Hirte der Heerde Christi zu sein von dem Herrn, dem Erz- und Oberhirten, berufen ist.

Sehen wir uns denn nun nach seinem Kirchensprengel um. Ja, davon war noch wenig zu sehen. Das vorhin genannte Kloster Falbera, bisher der Leuchter, von dem aus das Licht des Evangeliums hineingeleuchtet hatte in die heidnische Finsterniß der wagrischen Wenden, hatte sich nach Vicelins Tode von dem oldenburgischen Sprengel losgetrennt und mit dem Bisthum Hamburg vereinigt. Der einzige feste Anhaltspunct des Evangeliums im wagrischen Lande war das gleichfalls schon genannte Kloster zu Högelsdorf. Kirchen standen außerdem zu Segeberg, zu Bornhövd, zu Bosau, ein kleines verfallenes Gotteshaus fand sich in Oldenburg, von Priestern, nicht von Kirchen, hören wir schon um 1147 zu Süsel und zu Lübeck. Das war Alles, was das neue Kirchenoberhaupt zu regieren vorfand. Die Einwohner

des wagrischen Landes waren zu einem Theil verwilderte Namenchristen, auf Graf Adolphs Ruf erst kürzlich aus verschiedenen benachbarten Ländern als Colonisten eingewandert, zum anderen Theil noch völlig in der Nacht des Heidenthums befangene Wenden. Da sollte denn Gerold sich erst einen Kirchensprengel schaffen, dem er vorstehen könnte.

Auch ein bischöfliches Einkommen gab es nicht. Die Högelsdorfer Mönche glaubten genug zu thun, wenn sie den Bischof bewirtheten bei seinem Kommen und Gehen, die Neumünsterschen hatten sich ganz von ihm abgewendet; da war freilich Bosau, eigens für den Unterhalt des Bischofs bestimmt, aber der Bosauer Acker war größtentheils Wald und Haide, und Niemand da, der ihn urbar machte und bestellte. Da mußte sich denn Gerold begnügen, die wenigen Pflanzstätten des Christenthums in seinem Sprengel vorläufig zu besuchen. Dann ging er zurück über die Elbe, um zu allererst bei den sächsischen Machthabern eine festere Begründung des bischöflichen Stuhles in Wagrien zu erwirken.

4.

Bis Weihnachten 1155.

Zunächst galt es eine Verständigung mit Hartwig, seinem Erzbischof. Eines freundlichen Empfanges hatte er sich nicht zu versehen; hatte er ihn doch umgangen und gegen seinen Willen die Bischofsweihe erlangt. Er fand ihn zu Stade, ward anfänglich abweisend behandelt, wußte aber durch festes entschiedenes Betragen und durch milde verständige Rede des Kirchenfürsten Zorn zu besänftigen, ja seine Zuneigung zu gewinnen.

Ehe ich weiter erzähle, lade ich meine werthen Leser ein, mit mir einen kurzen Rückblick zu thun, der sich später nützlich erweisen

wird. Gegen Ende Juni 1155 reist Gerold von Rom. Von Rom bis Segeberg und Oldenburg ist eine weite Strecke, Eisenbahnen gab es nicht, Dampfschiffe auch nicht, auch keine Diligencen oder Extraposten; nehmen wir den Aufenthalt in Schwaben hinzu, so mögen leicht 6 bis 8 Wochen verflossen sein, ehe er in Wagrien ankam. Seine vorhin beschriebene erste Visitationsreise hat er denn etwa im September 1155 gemacht und in Stade bei Hartwig ist er, wie sich gleich zeigen wird, Ende Octobers gewesen.

Von Stade ging es auf Bremen. Dort in Bremen will er Herzog Heinrich treffen. Denn dieser war auch im Lauf des Sommers aus Italien zurückgekehrt und kam am 1. Novbr. *) nach Bremen, um den Rüstringern zur Strafe für eine Beleidigung, die sie ihm angethan, die Waaren wegzunehmen, die sie nach Bremen zu Markte brachten. Der Herzog und der Erzbischof waren auch noch Feinde, und Helmold unterläßt es nicht zu erwähnen, daß Gerold gleich seine erste Unterredung mit dem Herzog dazu benutzt habe, zum Frieden und zur Versöhnung zu reden.

Als nun der Herzog Bremen wieder verließ, begleitete ihn Gerold nach Braunschweig und feierte dort mit der herzoglichen Familie das liebe Weihnachtsfest. Ja, da mag es ihm recht wohl und heimathlich geworden sein, da er nun nach so vielen Kreuz- und Querzügen in Braunschweig mit lieben Freunden das Fest der Geburt des Herrn begehen durfte. Aber sein Herz war doch draußen im finsteren Heidenlande, und was mag der Inhalt seiner stillen Weihnachtsgebete gewesen sein? Ich zweifle nicht, lieber Leser, könnte er jetzt am Weihnachtsfeste durch unsere Städte und Dörfer gehen und die Weihnachtsbäume flammen sehen in unseren Häusern und die Weihnachtslieder klingen hören in unseren Kirchen, er würde sprechen: ja, du hast sie gnädig erhört, o Herr, die Gebete, die ich am Weihnachtsfeste 1155 zu Braunschweig zu dir emporgeschickt.

*) Helm. I., 82.

5.

Epiphaniasfeier im Heidenlande.

Kaum waren die Festtage vorüber, so litt es ihn nicht mehr in Braunschweig. Trotz Winter, Schnee und Frost saß er wieder zu Pferde und eilte der Elbe und weiter dem lieben Heidenlande entgegen. Es nahte ja das Epiphaniasfest, oder, wie wir jetzt sagen, Heiligendreikönigstag. Wir feiern es jetzt nicht mehr, dieses Fest; es ist aber schade, daß wir es nicht mehr feiern. Denn von Alters her ist dieses Fest dazu angethan, das rechte große Heidenmissionsfest der christlichen Kirche zu sein. Wir haben seinen Stern gesehen, sagten die heidnischen Weisen aus Morgenland, da sie in Jerusalem nach dem neugeborenen König der Juden forschten. Und dafür, daß er auch den Heiden erschienen ist, der Aufgang aus der Höhe, dafür, daß er auch den Heiden aufgegangen ist, der Stern aus Jacob, dafür preist die christliche Kirche am heiligen Dreikönigsfeste die Gnade ihres himmlischen Hauptes. Dessen kann sie ja aber nicht froh werden, dafür kann sie ja aber nicht danken, ohne auch dessen zu gedenken, daß noch so viele Millionen unsterblicher Menschenseelen sind, denen er noch nicht erschienen und nicht aufgegangen ist, die noch sitzen in Finsterniß und Schatten des Todes, denen er aber auch noch aufgehen und erscheinen soll, der Glanz aus Zion, durch ihren Glauben, durch ihre Liebe, durch ihren Dienst.

Derartige Erwägungen waren es, die Bischof Gerold mitten im Winter, in den ersten Tagen des Jahres 1156 von Braun-

schweig nach Oldenburg trieben. Eine geordnete Thätigkeit schon zu beginnen, das konnte nicht seine Absicht sein. Daran war ja nicht zu denken, so lange das Bisthum noch nicht fest begründet und seine Verhältnisse noch nicht gehörig geordnet waren. Gerolds Beginnen hat keinen Sinn, wenn nicht seine Meinung gewesen ist, so zu sagen ein Zeichen zu thun. Er wollte ihn aufleuchten lassen mitten in der heidnischen Finsterniß, den Morgenglanz aus Zion, am Epiphaniasfeste, an diesem Feste, dessen Name bedeutet: die Erscheinung der Herrlichkeit des Herrn. Darum strebt er auch nicht nach Lübeck, nicht nach Segeberg, nicht nach Bosau, nicht nach Bornhövd, sondern geradesweges nach Oldenburg, dem letzten noch übrigen Mittelpuncte des wagrisch-wendischen Heidenthums.

Er erreichte Oldenburg zu rechter Zeit. Da sah es denn aber damals freilich öde und finster aus. Die große volkreiche Handelsstadt Oldenburg oder Stargard, die hier einst gelegen, lag in Trümmern, ihre Menschenfülle war vom Schwert gefressen oder in alle Winde zerstoben, ihre ehemalige Größe und Herrlichkeit war Staub und Asche. Daß hier ehemals christliche Bischöfe gewohnt, von einer zahlreichen Priesterschaft umgeben, daß hier ehemals christliche Gottesdienste gefeiert worden waren, davon war keine Spur mehr zu sehen. Bloß das kleine hölzerne Gotteshaus, das Vicelin hier erbaut hatte, und das schon halb verfallen war, fanden der Bischof und seine Begleiter. Es war eine heftige Winterkälte und der eingedrungene Schnee hatte nicht hinweggeschafft werden können. Da stand er nun mitten unter Schnee und Eis, der Mann mit dem glühenden Geiste, und feierte es in der Messe, das Liebesopfer, das sein Herr und Heiland an seinem Kreuze auch für die Heiden dargebracht hatte. Aber ach! die Herzen der Heiden waren noch kälter als Schnee und Eis, nur wenige waren bei diesem Gottesdienste zugegen, Pribislav unter diesen wenigen, Pribislav, der Fürst des Landes, der einst in besseren Tagen der Gebieter des ganzen Wagrierlandes gewesen

war.*) Nun da mag denn Gerold wohl gebetet haben zu dem Herrn der Herrlichkeit, daß er es doch schmelzen wolle, dieses Eis der heidnischen Herzen, durch die Glut seiner in den Tod sich hingebenden Liebe, deren Kraft er eben jetzt celebrirte in der Messe dort in jenem armen Kirchlein zu Oldenburg.

6.

Der wendische Gastfreund.

Solches ist geschehen am 6. Januar 1156. Nach beendigtem Gottesdienste, erzählt Helmold (Helmold war auf dieser Reise unter den Begleitern des Bischofs), gingen wir in das etwas weiter entfernte Haus des Pribislav, der uns eingeladen hatte, bei ihm zu Gaste zu sein. Da rühmt er denn die freundschaftliche Aufnahme und reichliche Bewirthung, die ihnen hier zu Theil geworden sei. Nicht weniger als 20 Gerichte hätten die für sie gedeckte Tafel belastet.

Gastfreiheit war überhaupt ein hervorstechender Zug in dem wendischen Volkscharacter. Was diesen Punct betraf, versichert uns Helmold, so waren sie alle gleichen Sinnes und gleich eifrig, so daß Niemand nöthig hatte, um gastliche Aufnahme erst lange zu bitten. Was sie mit Ackerbau, Fischerei und Jagd erwarben,

*) Ich bleibe mit Giesebrecht (Wendische Geschichten) bei der Annahme der Identität dieses und des alten Pribislav, Buthues Sohne. Die Hypothese Dr. W. G. Beyer (König Kruto und sein Geschlecht, Schwerin 1847), daß der hier genannte Pribislav ein Sohn des Race sei, der 1138 Alllübeck zerstörte, scheint mir mit der Art und Weise, wie Helmold ihn handeln und reden läßt (I., 83), ganz entschieden unvereinbar. Das Alles paßt auf Niemand, als auf Pribislav, Buthues Sohn, der denn freilich ein hohes Alter erreicht haben muß.

gaben sie mit vollen Händen hin, und priesen den als den Trefflichsten, der sich am freigebigsten gegen seine Gäste erwies. Dagegen galt für ehrlos, wer einem Fremden Aufnahme und Bewirthung versagte; wer in den Geruch der Ungastlichkeit und Kargheit gekommen war, war damit der öffentlichen Verachtung preisgegeben, und wenn Jemand, was denn freilich sehr selten vorkam, über grober Ungastlichkeit ertappt wurde, der war vogelfrei und es war erlaubt, ihm Haus und Hof niederzubrennen.

Nun das war denn freilich ein löblicher Zug an unseren Vorfahren, daß sie das Gastrecht in so hohen Ehren hielten. Gebietet ja doch auch die Schrift: seid gastfrei unter einander ohne Murmeln. Allein es war doch auch ein Aber dabei, wie das bei allem Löblichen ist, was unbekehrte Menschen an sich haben. Es bleibt einmal dabei, alle Tugenden, die nicht aus der rechten einigen Quelle aller Tugenden fließen, sind im Grunde nichts als glänzende Laster. Es bleibt einmal dabei, was nicht aus dem Glauben gehet, das ist Sünde. Weil den Wenden das Licht und Maaß des göttlichen Geistes fehlte, so wurde ihre Gastlichkeit zur tollen Raserei. Dieselben Leute, denen Kargheit gegen Gäste für ein schändliches Verbrechen galt, die hielten Diebstahl, Raub und Plünderung nicht für Sünde. Ja, gerade ihre Freigebigkeit gegen Gäste machte sie zu Dieben und Räubern. Das ist ja der Welt Lauf: was einmal alle Welt für rühmlich hält, das will auch alle Welt mitmachen. Die nicht viel zu geben hatten, die wollten doch nicht weniger den Ruhm der Gastfreiheit haben, wie die Reichen und Wohlhabenden. Da nahmen sie es denn, wo sie es fanden. Woher es kam, darauf kam es denn auch nicht an, wenn nur die Tafel recht voll besetzt war und der Wein recht reichlich floß. Es war ein förmlich anerkannter Rechtsgrundsatz unter den Wenden: was du in der Nacht gestohlen hast, das spende am andern Morgen deinen Gästen; als wäre damit alles Unrecht des Diebstahls ausgelöscht.

7.

Prono's heiliger Hain.

Auch von der Religion unserer Vorfahren sollen meine Leser bei dieser Gelegenheit Einiges erfahren. Es war darum nicht besser bestellt, wie um ihre Moralität.

Da wohnte in der Nähe von Oldenburg ein anderer vornehmer Wende, Namens Theſſemar. Wie der von der Anwesenheit des Biſchofs hörte, ließ er die Einladung an ihn ergehen, er ſollte ihn doch auch auf ſeinem Gehöfte mit ſeinen Begleitern beſuchen. Die Wohnung dieſes heidniſchen Herrn muß in der Gegend gelegen haben, wo heutiges Tages das von Levetzow'ſche Gut Putlos liegt. Als unſere Prieſter nun dahin ritten, kamen ſie an einem der Hauptheiligthümer der wagriſchen Wenden vorüber. Das war der heilige Hain des Götzen Prono oder Prove. Unſere heidniſchen Vorfahren nämlich verehrten ihre Götzen nicht bloß in durch menſchliche Kunſt errichteten Tempeln, ſondern häufig auch in ſolchen, welche die Natur ſelbſt mit hochſtrebenden Pfeilern gebaut und mit grünen Laubdächern gewölbt hat. Ich meine ihre heiligen Haine. Ein ſolcher ſtand damals zwiſchen Oldenburg und Putlos, wahrſcheinlich auf der Feldmark des heutigen Putloſiſchen Meierhofes Ernſthauſen, wo noch jetzt Manches an die heidniſche Vorzeit erinnern ſoll. Das ganze Land Oldenburg*) war damals ſchon, wie jetzt, eine baumloſe Fläche. Dieſer Hain war der einzige im ganzen Lande und das Heilig-

*) So heißt der nordöſtliche Zipfel von Wagrien, der Inſel Fehmarn gegenüber.

thum des Landesgötzen Prono. Das eigentliche Heiligthum war ein aus uralten ehrwürdigen Eichen bestandener, mit einem künstlich gearbeiteten Stacket eingefriedigter Raum, in welchen zwei Pforten die Eingänge bildeten. Ein Götzenbild befand sich nicht in diesem Raum, der Hain selbst war der Gott, diese ehrwürdigen schattigen Eichen, die waren die Verkörperung der Gottheit. Es gab auch Götzenbilder und Tempel bei unseren Vorfahren, wie z. B. Bild und Tempel des Podaga zu Plön, ja es war kein Haus, darin nicht ein Götzenbild aufgestellt war als der Schutzgott des Hauses; aber außerdem gab es heilige Steine, heilige Quellen, heilige Haine, die so innig durchdrungen gedacht wurden von der Gottheit, daß sie selbst als Götter erschienen. Die Religion unserer Vorfahren war eben Naturdienst. Menschen, die den lebendigen Gott nicht kennen, den Gott der Offenbarung, der die Sünde haßt und die Sünder liebt, denen wird das Naturleben zum Gott. Sie ahnen wohl einen einigen höchsten Gott, aber dieser Gott zerspaltet sich in so viel Einzelgötter, als das Allleben der Natur in segnenden oder zerstörenden Kräften ihrem sinnlichen Gefühle nahe tritt. Da gab es denn nun auch bei den Wenden Götter vornehmeren und Götter geringeren Ranges, je nachdem ein jeglicher dem All- und Urgott näher oder ferner zu stehen schien im Bewußtsein des Volkes. Es gab Götzen, die sich nur eines beschränkten Ansehens erfreuten, es gab auch Gottheiten, deren Macht sich über ganze Landschaften erstreckte, zu geschweigen der großen Nationalgötter des ganzen Wendenvolkes, wie Radegast zu Rethye in Mecklenburg und Svantevit zu Arcona auf Rügen.

So war denn der Gott des Landes Oldenburg der Prove, der heilige Hain bei Putlos, dessen hohe Laubwipfel weithin die ganze baumlose Landschaft einluden unter ihren Schatten. Da kam denn das Volk zusammen, diesem seinem Gotte zu opfern und ihm Feste zu feiern, ein eigener Oberpriester war angestellt zur Bewahrung dieses Heiligthums und zur Wahrnehmung der heiligen

Gebräuche. Jeder Montag war der Provetag; da kamen hier Priester, Volk und Häuptlinge zusammen, und es ward Gericht gehalten und Recht gesprochen in Prove's Namen. Denn Prove war der Prüfgott, der Gott der Gerechtigkeit. Die irdische Gerechtigkeit, die entscheidet über Mein und Dein, und das Ganze gegen die Uebergriffe des Einzelnen behütet, das war ihr Gott. Wie konnte es anders sein? Leute, die kein anderes Leben kennen als dieses arme Erdenleben und denen ihr irdischer Besitz ihr Eins und Alles ist, die haben keinen anderen Gott, sie haben keinen andern Gott, auch wenn sie Christen heißen.

Doch zurück zu unserem Bischof. Da sieht er ihn nun vor sich, den Götzen, dem dieses Volk die Ehre erzeigt, die Gottes Sohn, dem Herrn der Herrlichkeit, allein gebührt und dessen Thron zu zerstören er hieher gekommen ist. Da ist es ihm, als wäre der Augenblick gekommen, Hand an's Werk zu legen; wer weiß, ob nicht auch des heiligen Bonifacius Beispiel ihm vorgeschwebt, wie der Wodan's heilige Eiche zu Hofgeismar niederstreckte. Nun freilich, die eigentliche feste Burg des Götzen stand im Herzen seiner Verehrer und mit der Zerstörung dieses sichtbaren Heiligthums war im Wesentlichen Nichts gewonnen, so lange nicht jene inwendige unsichtbare Feste zertrümmert war. Aber wir haben oben schon gesehen, daß diese ganze bischöfliche Reise nicht als der eigentliche Anfang seiner amtlichen Wirksamkeit, sondern eher als eine Art von sinnbildlicher Darstellung dessen zu betrachten ist, was die Aufgabe seines Amtes war. So drängte es ihn denn auch hier, durch eine handgreifliche That das große Werk der Zukunft sichtbarlich zu vergegenwärtigen; sehet, Prove muß fallen, wollte er sagen, vor dem siegenden Panier des Kreuzes!

Der Augenblick war günstig, menschenleer war der Wald, winterliches Schweigen rings umher. Da saßen denn unsere Priester ab vom Pferde. Der Bischof selbst zertrümmerte zuerst die schön verzierten Eingangspforten, seine Begleiter rissen die Verzäunung nieder, das Holz trug man zu Haufen um die

heiligen Bäume her und zündete zuletzt den Holzstoß an, daß der Schnee, schmelzend von der lodernden Gluth, herniederträufelte von den Zweigen.

Helmold gesteht, daß ihm und seinen Gefährten doch nicht ganz wohl dabei zu Muthe gewesen sei aus Furcht vor den Heiden. Es ging Alles gut, sie konnten ungefährdet wieder zu Pferde steigen und langten wohlbehalten auf Thessemars Gehöfte an.

8.

Thessemar.

Empfang und Bewirthung waren auch hier glänzend genug. Doch wollten Thessemars Weine nicht munden und seine Gerichte nicht schmecken. Thessemars Wohnung war nicht ferne vom Meere, und Seeräuberei war das Hauptgewerbe dieser heidnischen Herren am Ostseegestade. Da waren es denn vorzugsweise die Küsten der naheliegenden dänischen Inseln, an welchen sie sich am liebsten die Zielpuncte ihrer Plünderungsfahrten wählten. Und nicht bloß Geld und Geldeswerth brachten sie dann heim, sondern auch Gefangene schleppten sie mit, besonders solche, für welche sich ein gutes Lösegeld erzielen ließ. Da mag es nun wohl eine Art von Rache gewesen sein für den Schimpf, den sie so eben dem Prono zugefügt, daß Thessemar seinen Gästen die Ketten und Marterwerkzeuge sehen ließ, welche bei gefangenen dänischen Christen angewendet wurden. Ja, sie sahen hier einige dänische Priester, welche schon lange in harter Gefangenschaft geschmachtet hatten und deren Loos der Bischof weder durch Bitten noch durch Drohungen zu erleichtern vermochte. So wurde es dem Gerold schon beim Antritt seines Amtes wenigstens aus der Ferne gezeigt, das Märtyrerloos, gleich als hätte der Herr ihm sagen wollen: sitze erst und rechne, ob du es auch habest hinauszuführen, ehe du anhebst den Thurm zu bauen.

9.

Dreikönigsjahrmarkt zu Lübeck.

Am folgenden Sonntag, also am ersten oder zweiten Sonntag nach Heiligendreikönigstag, war Jahrmarkt zu Lübeck. Schon damals also war diese Winterszeit um Neujahr und Epiphanias herum die lübecker Jahrmarktszeit. Da boten die lübecker Kaufleute ihre Waaren feil, welche ihre Seeschiffe den Sommer über herbeigeholt, und da zog denn von nah und ferne, auch aus Wagrien, die kauflustige Menge diesem Markte zu. Auch unser Bischof mit seiner Umgebung reitet zum lübecker Jahrmarkt; da ist ein großes Volk beisammen, da will er sie feil bieten, die eine köstliche Perle, von der Matth. 13 geschrieben steht, vielleicht, daß sich Kauflustige finden.

So muß ich denn die geneigten Leser auf den lübecker Marktplatz führen. Sie kennen ihn ja wohl alle, den lübecker Marktplatz. Von dem alterthümlichen Bau des Rathhauses war damals freilich noch Nichts zu sehen, und die Marien- und die Petrikirche schauten auch noch nicht so hoch herein mit ihren himmelanstrebenden Thürmen. Aber wie die Umgebung auch gewesen sein mag, von einem bunten Menschengewimmel war der Platz jedenfalls angefüllt. Vornehm und Gering wogte durch einander. Da war so zu sagen namentlich die wagrische Bevölkerung ganz vereinigt, mit ihren Fürsten und Häuptlingen an der Spitze. Da kommt es mächtig über Gerold's brünstigen Geist bei diesem Anblick. Es jammert ihn des Volkes, es jammert ihn ihrer heidnischen Finsterniß.

Da tritt er hin auf einen erhöheten Platz, da redet er zu der sich um ihn sammelnden Menge etwa diese Worte:

„Ihr wagrischen Männer, ich bin durch euer Land gereist, ich „habe eure Freigebigkeit gegen eure Gäste erfahren. Aber ich „habe auch gesehen, daß ihr Götzendiener seid und betet todte „stumme Götzen an. Was ist Prono, was ist Podaga? Holz „und Stein sind sie und können Niemand erretten. Laßt euch nicht „länger mehr von ihnen betrügen, verlaßt sie, bringt ihnen keine „Opfer mehr, brecht ihre Altäre ab, rottet ihre Haine aus. „Kommet, betet mit uns an den ewigen wahrhaftigen Gott, der „im Himmel ist und der Himmel und Erde gemacht hat! Werdet „wie wir, die wir Christi Namen verehren! Lasset euch taufen „und abwaschen eure vorigen Sünden! Entsaget euren bösen „Werken, hört auf die Christen zu berauben und zu morden!"

Das mag Manchem ungelegen gewesen sein, daß der fröhliche Marktjubel von so ernsten Mahnungen unterbrochen ward. Da stand aber einer dabei, dem gingen diese Worte durchs Herz und weckten das langjährige tiefe Wehe seines Herzens auf. Das war Pribislav, der Wendenfürst, Gerold's Oldenburgischer Wirth.

Merkwürdige Schicksalswechsel hatte dieser Mann erfahren. Sein Großvater Gottschalk war der mächtige Beherrscher des ganzen Wendenreiches von der Suale*) bis zur Peene**) gewesen und war ein Märtyrer des Christenglaubens geworden; sein Vater Buthue, Gottschalks älterer Sohn, hatte vergeblich versucht, die väterliche Herrschaft in Besitz zu nehmen, und war in der Verbannung gestorben. Er selbst wurde von dem heidnisch gesinnten Vater in der Feindschaft wider Christum auferzogen und darin später um so mehr bestärkt, als es Christen waren, die ihm die angestammte Herrschaft vorenthielten. Dreimal war seitdem der großväterliche Thron erledigt gewesen, und alle drei Mal hatte er christlichen Prätendenten nachstehen müssen. Dem wilden Heiden

*) Ein Flüßchen bei Neumünster, Westgränze von Wagrien.
**) Fluß an der Ostgränze von Mecklenburg.

Kruto war der christlich erzogene Heinrich, seines Vaters jüngerer Bruder gefolgt, diesen beerbten seine Söhne, und da diese starben, war es wieder einem Christen, dem dänischen Prinzen Kanut gelungen, den rechtmäßigen Erben zu verdrängen. Endlich, da auch Kanut seinen frühen Tod gefunden, war es ihm und dem Obotriten Niclot gelungen, sich der Herrschaft zu bemächtigen, und sie hatten sich das Land getheilt, so daß Niclot Mecklenburg, Pribislav aber Wagrien und Polabien (das Lauenburgische) erhielt. Aber diese Sonne des Glücks hatte ihm nur wenige Jahre geleuchtet. Eben, da er ausgezogen war, Segeberg, die kaiserliche Zwingburg, zu zerstören, um so seine Herrschaft zu befestigen, da waren seine Erbfeinde, die Rugier, gekommen und hatten hinter seinem Rücken seine Residenz, Altlübeck an der Schwartau, dasselbe Altlübeck, dessen Reste erst in unseren Tagen wieder aufgefunden sind, dem Erdboden gleich gemacht, so daß er bei seiner Rückkehr nichts mehr vorgefunden hatte, als armselige rauchende Trümmer. Und nun war das Unglück Schlag auf Schlag über ihn hereingebrochen; Wagrien hatte er zuerst durch die Verheerungszüge der Holsten zur menschenleeren Wüste werden sehen und dann dem Grafen Adolph von Holstein überlassen müssen, mit Polabien schaltete die Herzogin wie mit herrenlosem Gut. Sein Volk war vom Erdboden verschwunden, die letzten armseligen Reste waren auf das Land Oldenburg und einige andere Striche an der Ostsee beschränkt, er selber war aus einem Beherrscher des Slavenvolkes zu einem armen Häuptling und Vasallen des holsteinischen Grafen geworden. Das war ein gewaltiger Umschwung der Dinge. Und unter diesen Schlägen des Unglücks war es mürbe geworden, dieses trotzige Herz, aus der blutdürstigen Bestie, die er gewesen war, nach Helmold's Ausdruck*) auf der Höhe des Glücks, war er unter den Erfahrungen eines wechselvollen Lebens ein sanftes Lamm geworden, es war die Sehnsucht in ihm aufgewacht nach dem Einen, darin allein volles Genügen ist.

*) Helm. I., 53.

Das Leben, das hinter ihm lag, war ein vielbewegtes Leben gewesen. Und es war eine große gewaltige Zeit, in welcher er dieses Leben lebte, eine große gewaltige Zeit bei aller Rohheit der Sitten und bei aller Finsterniß des Aberglaubens, die sie in sich barg. Die römisch-katholische Religion stand auf dem höchsten Gipfel ihres Einflusses auf die Gemüther, ich möchte sagen im höchsten Glanze ihrer jungfräulichen Blüthe. Ein schwärmerisches Feuer inniger Inbrunst des Glaubens und der Frömmigkeit brannte in tausenden der edelsten Gemüther des Jahrhunderts. Es war die Zeit des Ritterthums und des Minnegesanges, es war die Zeit des weltentsagenden Mönchsthums. Es war die Zeit, da die begeisterten Worte eines Bernhard von Clairvaux Hunderttausende zum Kreuzzuge gegen die Ungläubigen entflammten. Es war die Zeit, die diese mächtigen Dome gebaut hat, wie z. B. die lübecker Kirchen, in welche wir nicht eintreten können ohne Staunen und Bewunderung. Es war die Zeit, da die deutsche Kaiserkrone auf dem Haupte der Hohenstaufen in ihrem höchsten Glanze strahlte. Mit einem Worte, es war die Zeit, da das Wehen des mittelalterlichen Geistes mit jugendlicher Kraft durch die Völker ging. War es zu verwundern, wenn auch Pribislav war angeweht worden von diesem Geiste? ja, war es auch nur anders möglich? Wie konnte doch ein Mann von offenem Sinn und Geiste leben in solcher Zeit, ohne mächtig angezogen zu werden von dem Großen und Herrlichen, das ihm von allen Seiten entgegenkam? Der Einsicht konnte er sich nicht verschließen: dein Volk ist verloren, zu mächtig ist sie, die Strömung, der dein Zeitalter folgt, die slavisch-heidnische Nationalität kann sich dagegen nicht behaupten. Er war Slave mit Leib und Seele, sein eigenes Schicksal war überdies mit dem Schicksal seines Volkes innig verflochten; daß er den unvermeidlichen Untergang seines Volkes vor Augen sah, das erfüllte seine Seele mit tiefem Wehe. Aber auf der anderen Seite war doch auch in dem, was seinem Volke Vernichtung brachte, Etwas, das er nicht hassen konnte, sondern lieben

mußte; es klangen ihm da Töne entgegen, die im tiefsten Innern seiner Seele einen Wiederhall weckten. So war Zwiespalt in seiner Seele, er wollte verabscheuen und mußte doch hochachten das, was ihm so verabscheuungswürdig vorkam, er wollte widersprechen und mußte doch zustimmen dem, dem sein natürliches Wesen widersprach, er wollte hassen und mußte doch lieben, was er hätte hassen mögen von ganzer Seele. Es war der Kampf entbrannt in seiner Seele, der da entbrennt in der Seele, wenn sie, angehaucht vom Geiste Gottes, aufwacht aus ihrer falschen Sicherheit.

Aus solchem Gemüthszustande erklärt sich denn auch sein Betragen auf dem lübecker Markte. Denn nachdem Gerold geendet, trat Pribislav hervor und sagte:

„Deine Worte, ehrwürdiger Bischof, sind Worte Gottes und „zielen ganz gewiß auf unser Heil. Aber wie sollen wir diesen „Weg betreten, da wir in einem Netze vieler und großer Uebel „verstrickt sind? Laß dir einmal unsere traurige Lage vorlegen „und höre mit Geduld meine Worte. Das Volk, das du hier „versammelt siehst, ist ja dein Volk. Es ziemt uns, dir unsere „Bedrängniß zu klagen, es wird dir ziemen, uns zu hören, und du „wirst uns dein Mitleid nicht versagen. — Unsere Fürsten ver„fahren mit solcher Strenge gegen uns, daß die Last der Abgaben „und der Druck der Knechtschaft uns den Wunsch nahe legt, wir „möchten lieber sterben als leben. Allein in diesem Jahr haben „wir, die Bewohner dieses winzigen Ländchens, dem Herzog ganze „1000 Mark und dem Grafen ganze 100 auszahlen müssen. Und „da wir nun meinten, wir hätten das Mögliche gethan, so werden „wir doch immer wieder gepreßt und gedrängt, als sollten wir „ganz zu Grunde gerichtet werden. Wo bleibt bei solchem Druck „die Möglichkeit, diese neue Religion anzunehmen? Woher soll „Geld kommen, Kirchen zu bauen? woher Neigung, die Taufe an„zunehmen? Müssen wir doch täglich denken: ach, daß wir fliehen „könnten! Fliehen? ach, hätten wir nur einen Ort, wohin wir

„ſtiehen möchten! Aber gehen wir über die Trave, ſo iſt dort „daſſelbe Elend, oder kommen wir an die Peene, alles einerlei! „Was bleibt uns übrig, als das Land zu verlaſſen und auf dem „Meer unſeren Aufenthalt zu haben? Kann es denn uns zur „Schuld zugerechnet werden, wenn wir, aus dem Vaterlande ver„trieben, das Meer unſicher machen und unſeren Lebensunterhalt „von den Dänen oder den ſeefahrenden Handelsleuten entnehmen? „Sind nicht unſere Fürſtenallein Schuld daran, durch die Drangſale, „die ſie uns bereiten?“

So Pribislav, und nicht wahr, lieber Leſer, man muß ihn lieb haben, dieſen Pribislav. Das iſt die Sprache eines Mannes, der, in einem langen Leben innig verwachſen mit ſeiner Nation, den Jammer ſeines Volkes tief im Innern ſeiner Seele mit ſeinem Volke fühlt. Er klagt die Chriſten, die chriſtlichen Fürſten an, daß ſie all dies Elend über ſein Volk gebracht, und doch weiß er ſehr wohl zu unterſcheiden zwiſchen der Religion und ihren Bekennern, die Bekenner klagt er an, nach ihrer Religion verlangt ſein Herz. Er möchte gerne Kirchen bauen und die Seinen zur Taufe führen, er ſehnt ſich nach dem ſichern Hafen der chriſtlichen Kirche. Nur ſieht er keine Möglichkeit, hineinzulegen in dieſen Hafen, die Brandung iſt zu ſtark.

Mir wenigſtens iſt es, werther Leſer, als läſe ich ſie zwiſchen den Zeilen, die Bitte: ehrwürdiger Biſchof, ſei du unſer Lootſe, zeige du uns den Eingang in den Hafen durch die Brandung hindurch.

Da mag mancher unter meinen Leſern der Meinung ſein, man könnte ſie auch anders auslegen, die Worte dieſes Heiden. Mag ſein, wenn man ſie für ſich allein betrachtet. Aber der Verfolg wird zeigen, daß meine Auffaſſung die richtige iſt.

„Daß unſere Fürſten, antwortete der Biſchof, bisher euer „Volk mißhandelt haben, iſt eben nicht zu verwundern. Sie haben „geglaubt, an Götzendienern und Solchen, die ohne Gott leben, „ſich eben nicht beſonders zu verſündigen durch ſolche Härte.

„Darum nehmet lieber zum christlichen Glauben eure Zuflucht und „unterwerft euch eurem Schöpfer, unter dessen Joch sich diejenigen „beugen, die den Erdkreis in ihren Händen tragen. Leben nicht „die Sachsen und die übrigen Völker, welche den Christennamen „führen, in sicherer Ruhe, zufrieden mit ihren Abgaben, die gesetz„lich geordnet sind? Ihr seid die Einzigen, welche abweichen von „der Religion, zu welcher sich Alle bekennen. Das ist der Grund, „warum ihr euch bisher von Jedermann habt plündern lassen „müssen."

Das war ein Wort zu rechter Zeit und am rechten Orte. Gerold entschuldigt das Verfahren der Fürsten gegen die Wenden nicht, er erklärt es nur. Wer wollte sie auch entschuldigen, diese furchtbare erbarmungslose Wuth, welche einen zahlreichen Volksstamm binnen weniger Jahre fast gänzlich von der Oberfläche der Erde vertilgt. Und 1000 Mark, das wird uns auch nicht mehr als eine geringe Abgabenlast erscheinen, wenn wir bedenken, daß eine Mark (= 1 Pfund oder 1 Talent, Giesebrecht, W. G., I. p. 34) damals eine Geldsumme bedeutete, die, ganz gering angeschlagen, doch wohl zwanzig Mal so viel werth war, als was jetzt eine Mark lübisch genannt wird, und wenn wir zugleich in Anschlag bringen, wie gering außerdem der Anbau des Landes war. Aber Gerold hat in Pribislav's Herzen gelesen, er hat es erkannt, das geheime Sehnen, das in demselben erwacht ist, er thut, was Pribislav begehrt, er zeigt den Eingang in den sicheren Port. Kommet her zu mir, hat ja der Herr Jesus gesprochen, alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken; nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seele. Da mag es denn auch unseren Heiden zu Muthe geworden sein, wie es dem verlorenen Sohn im Gleichniß zu Muthe ward, da sein Vater ihm mit geöffneten Armen entgegen kam und ihn begrüßte als sein wieder gefundenes Kind. Wenigstens hat seine Antwort gelautet: „Wenn es denn dem Herrn

„Herzog und dir gefällt, daß wir denselben Glauben haben sollen,
„wie der Graf, so mögen uns denn dieselben Rechte zu Theil
„werden in Bezug auf Güter und Abgaben, wie die Sachsen sie
„haben; dann wollen wir gerne Christen werden, Kirchen bauen
„und Zehnten entrichten."

So endigte dieses Zwiegespräch auf dem Dreikönigsjahrmarkte zu Lübeck. Nicht mit Unrecht wird dieser Vorgang die Bekehrung des Pribislav genannt. Ein bedeutendes Ergebniß war das jedenfalls, das der Bischof hier erreicht hatte. Einer der angesehensten Häuptlinge des wagrischen Volkes, ein Mann, hervorragend durch sein Alter, durch seinen Geist, durch seine Abkunft und durch seine Vergangenheit, hat öffentlich vor allem Volk im Namen Aller erklärt, sie wären bereit sich aufnehmen zu lassen in die geöffneten Mutterarme der Kirche. Helmold bezeugt ausdrücklich, den Klagen dieses Mannes hätten alle Anwesenden zugestimmt; ob sie dieser seiner End-Erklärung auch beigestimmt, bemerkt er nicht.

Von diesem Augenblick an verschwindet unseres Pribislav's Name aus der Geschichte; wir aber wollen zu Gott hoffen, daß derselbe von diesem Augenblicke an angeschrieben stehe im Buche des Lebens.*)

*) Die in diesem Capitel enthaltenen Reden sind frei übersetzt aus Helm. I., 83.

10.

Ein Gegenstück.

Da nun das Marktgetümmel sich verlaufen hatte und auch der Bischof sich wieder auf die Reise begab, da wird er sicher dem Herrn gedankt haben für den Segen, den er auf dieses sein erstes Auftreten in Wagrien gelegt hatte. Noch stand sie freilich nicht, die wagrische Kirche, deren Bischof Gerold sein sollte; aber was auf dieser Reise geschehen war, das ist gleichsam als die feierliche Grundsteinlegung zu betrachten.

Ehe wir nun von dem weiteren Aufbau hören, müssen wir erst unseren Bischof noch einmal wieder über die Elbe begleiten. Das nächste Ziel seiner Reise ist Artlenburg, damals Erthenеburg geheißen. Dahin hatte Herzog Heinrich die Fürsten und Herren aus den sächsischen Landen, auch die slavischen mit aus Wragrien, Lauenburg und Mecklenburg zu einer Landesversammlung entboten. Der Herzog brauchte Geld, die herzoglichen Cassen waren leer, der Zug nach Italien hatte nicht geringe Summen gekostet und die Stände sollten Geldbewilligungen machen.

Andere Dinge hatte der Bischof im Sinne. Er hatte ihn eben aufgehen sehen, den Morgenstern über dem Wendenlande, und war nun erfüllt von dem Wunsche, ihn noch heller leuchten zu sehen. Darum wußte er den Herzog zu bewegen, vielleicht durch Schilderung dessen, was er so eben in Oldenburg und Lübeck erlebt hatte, eine Rede an die in Artlenburg versammelten wendischen Fürsten zu thun und sie darin zur Annahme des Christenthums zu

ermahnen. Da tritt Niclot hervor, der Fürst der Obotriten, und spricht zum Herzog: „Der Gott, der im Himmel wohnt, der sei „dein Gott, und du, sei du unser Gott; verehre du jenen, wir „wollen dich verehren, so genüget uns.“ Das war denn freilich eine giftig höhnende und nebenbei übermüthig trotzige Lästerrede. Das war ein Mann von ganz anderer Art, als den wir im vorigen Capitel kennen lernten. Einst waren sie sich beide gleich gewesen, beide, wie Helmold sagt, gleich unbändigen Bestien. Aber seitdem ist der eine durch die Kreuzesschule gegangen, und in dieser Schule ist das Herz klein und weich und demüthig geworden; der andere aber ist im Glück geblieben, und da ist denn das Herz in seinem Trotz und seiner Gottvergessenheit verhärtet.

Der Herzog verwies ihm freilich diese boshafte Lästerrede; aber der Bischof konnte es doch nicht erreichen, daß die Religionsangelegenheit noch weiter verhandelt wurde. Der Herzog mußte Geld haben, und da mußte denn der Herr Christus zurückstehen.

II.

Hochstift Eutin.

Der Landtag ist zu Ende, die Fürsten ziehen heim, ein jeglicher in seine Burg. Heinrich reitet gen Braunschweig. Gerold begleitet ihn. — Da blieb denn nun Gerold in Braunschweig am herzoglichen Hoflager „viele Tage.“*) Wie? viele Tage in Braunschweig? fragt der geneigte Leser; ist er denn so schnell erkaltet, sein glühender Eifer? Nein, das nicht, aber das herzogliche Hoflager war der Ort, wo er allein einen festen Standpunct sich schaffen konnte, wie er ihn haben mußte, um den Bau der wagrischen

*) diebus multis, Helm. I. 83.

Kirche weiter zu führen. Täglich drang er hier in den Herzog, er solle doch ernstliche Schritte thun, nach Helmold's Ausdruck, den Funken der bischöflichen Würde in Wagrien zu erwecken. Lange predigte er tauben Ohren, endlich gelang es ihm, die herzogliche Macht zur Erreichung seiner Zwecke in Bewegung zu setzen. Er stellte dem Herzog vor: „Seht, schon ein ganzes Jahr (jam toto „anno) bin ich an Eurem Hoflager und liege Euch zur Last. „Wenn ich nach Wagrien komme, finde ich nichts zu beißen. „Warum habt Ihr mir denn die Last dieser Würde und dieses „Amtes aufgelegt? Wahrlich, früher, da ich ein geringer Priester „hier in Braunschweig war, war ich besser daran, als jetzt, da ich „Bischof von Wagrien heiße."

Ehe wir hören, welchen Erfolg diese seine Vorstellung hatte, muß ich eine kurze Zwischenbemerkung einfügen. Ein ganzes Jahr lang, sagt er, sei er am herzoglichen Hofe und dem Herzoge zur Last gewesen. Sollen wir uns denken, die „vielen Tage," welche er in Braunschweig von Mitte Januar 1156 an zubrachte, die hätten ein ganzes Jahr gedauert, also bis in den Januar 1157, dann freilich könnte die Gründung unserer Ratekauer Kirche keinenfalls im Jahr 1156 stattgefunden haben. Aber so ist es auch ganz sicherlich nicht gemeint. Nachdem Gerold zum Bischof erhoben war, konnte er natürlich die Einkünfte seines Braunschweiger Canonicates nicht mehr erheben, in Wagrien aber hatte er bisher weder eine bischöfliche Wohnung, noch auch bischöfliche Einkünfte gefunden; so hatte er, seit er Bischof war, keine andere Wohnung, als am herzoglichen Hoflager, und kein anderes Einkommen, als was der Herzog ihm gab, gehabt. Bischof aber war er seit Anfang des Jahres 1155, seitdem war er freilich an gar verschiedenen Orten gewesen, 3 Mal in Wagrien, in Merseburg, Italien, Schwaben, Stade, Bremen, Braunschweig, aber, wo er auch gewesen war, immer war er ein Anhängsel des herzoglichen Hoflagers gewesen und hatte aus des Herzogs Tasche gelebt. So konnte er also im Februar oder März 1156 mit vollem Rechte

sagen, er sei schon ein volles Jahr an des Herzogs Hofe und ihm zur Last gewesen.

Hören wir, was er denn zuletzt erreichte. Heinrich entbietet den Grafen Adolph zu sich nach Braunschweig, und wie der kommt, findet zwischen dem Herzog und dem Grafen eine Verhandlung und Auseinandersetzung Statt wegen der 300 Hufen, die der Graf schon früher, bei Vicelin's Lebzeiten, zur Begründung des Bisthums zu überlassen zugesagt hatte. Da erklärte denn der Graf: es sei sein Wille, seine gegebene Zusage zu erfüllen. Der Bischof solle folgende Besitzungen haben: zunächst Eutin mit Gamale*) nebst Zubehör, sodann Bosau, wozu er beifüge Hutzfeld und Wöbs (Gothesvelde und Wobitze), in Oldenburg endlich ein nicht ferne vom Markte gelegenes Grundstück. Nun möge der Herr Bischof sich selbst nach Wagrien begeben und unter Zuziehung sachkundiger Männer den Arealbetrag der geschenkten Grundstücke ermitteln. Fände sich, daß derselbe geringer als 300 Hufen sei, so wolle er, der Graf, das Fehlende ergänzen; zeige sich aber, daß über 300 Hufen vorhanden seien, so falle das Ueberschießende an den Grafen zurück.

Das war allerdings ein erwünschtes Ergebniß, aber damit war die Sache längst nicht abgethan. Gerold reist nach Wagrien, die Schenkung anzutreten. Da aber fangen erst die Schwierigkeiten an, es wird hin und her verhandelt, es wird wieder und wieder vermessen, der Bischof mißt unter 200, der Graf über 300 Hufen, die Sache kommt abermals vor den Herzog, der Herzog entscheidet; jedenfalls ist diese Angelegenheit im Jahre 1156 längst nicht zu Ende gebracht, Helmold versichert vielmehr, zur Zeit, da er sein Buch schrieb, d. i. etwa 14 Jahre später, sei man trotz aller Mühe noch nicht am Ziele gewesen.

Uebrigens aber, diese 300 Hufen, womit Graf Adolph II. von Holstein unter Herzog Heinrich dem Löwen von Sachsen das

*) Gamale ist verschwunden, hat vielleicht zwischen Eutin und Zarnekau gelegen.

wagrische Bisthum dotirt hat, die bilden den Grundstock oder Kern, woran sich nach und nach die anderen Bestandtheile angesetzt, welche mit jenen zusammen das Hochstift Eutin oder Lübeck nachmals ausgemacht, das wir jetzt das Fürstenthum Eutin, unser Heimathländchen, nennen.

12.

Eutin wird Bischofssitz.

So war denn Gerold in Wagrien seit dem Frühjahr 1156. Auf die Erledigung des Streites über die 300 Hufen brauchte er nicht zu warten. Eutin gehörte zur Dotation seines Bisthums, das war ausgemacht; da bereitet er sich denn vorläufig seine Wohnung, recht im Herzen seines Sprengels. Ich bitte den freundlichen Leser, eine Charte von Holstein zur Hand zu nehmen und sich eine gebogene Linie zu denken vom Kieler Hafen über Neumünster etwa nach Oldesloe; wenn er dann die Landschaft betrachtet, die zwischen dieser Linie, der Trave im Süden und der Ostsee im Osten und Norden liegt, so hat er Wagrien, den Kirchensprengel unseres Bischofs vor Augen. Da fast in der Mitte liegt Eutin.

Da baute er die Stadt und den Markt und machte sich ein Haus daselbst, erzählt Helmold. Indessen ist das doch wohl nicht so zu verstehen, als wäre damals erst die Stadt Eutin entstanden und früher noch gar nicht dagewesen. Nein, schon 9 Jahre früher wird Eutin genannt. Als die Obotriten unter Niclot einen Raubzug durch Wagrien machten, wobei in Lübeck 300 Menschen erschlagen und Süsel nur durch die Geistesgegenwart des Priesters Gerlav erhalten wurde, blieb Eutin verschont wegen der Festigkeit des Ortes. Ja schon im Jahre 1140, als Graf Adolph ausländische Colonisten in die verödeten wagrischen Landschaften berief, wird die

Gegend um Eutin, welche durch holländische Anbauer bevölkert ward, der Eutiner Gau genannt, ein Zeichen, daß schon damals, oder vielmehr vor der Verwüstung Eutin (Uthin) der Hauptort dieser Gegend gewesen ist. Aber nun war Eutin ein bischöflicher Besitz geworden und erhielt ein bischöfliches Haus; auch verbesserte städtische Einrichtungen hat Gerold ohne Zweifel diesem seinem Wohnsitze gegeben.

Uebrigens kennen wir ja den regen Geist unseres Bischofs schon zu gut, als daß wir uns denken können, er werde nun in Eutin ruhig gewartet haben, bis die Zimmerleute und Maurer die projectirten Bauten zu Stande gebracht, ohne zu gleicher Zeit auf weitere Schöpfungen im Bezirke seines Sprengels Bedacht zu nehmen.

13.

Altes wird befestigt, Neues angebahnt.

So macht es ja ein kluger Baumeister; findet er ein altes Fundament, so bessert er es aus und macht es fest und sicher, dann erst setzt er das neue Gemäuer darauf. So auch Gerold. Da waren noch alte Fundamentstücke zu dem neuen Bau, die faßte er zuerst ins Auge, ehe er weiter baute. Der Leser soll dabei an die schon vorhandene Pflanzstätte des Evangeliums bei Segeberg denken. Das Kloster zu Högelsdorf, von dem schon mehrmals die Rede war, war ursprünglich von Vicelin in Segeberg begründet, später aber nach Högelsdorf versetzt. Die Kirche war in Segeberg, und da hielt es denn unser Bischof für besser, daß auch das Kloster in der Nähe der Kirche sei, und kündigte diesen seinen Beschluß unter Zustimmung des Herzogs den Mönchen an. Dem Vorsteher Ludolph und den Brüdern, welche die stille Zurückgezogen-

heit liebten, war es anfangs nicht ganz recht, daß sie die Ruhe ihres ländlichen Aufenthaltes aufgeben und an einen Ort ziehen sollten, wo sie alle Tage das geräuschvolle Treiben eines lebhaften Marktverkehrs umgab. Doch wichen sie dem Ansehn ihres Vorgesetzten und dieser ordnete nun auch hier die Errichtung der nöthigen Baulichkeiten an.

So war denn das vorhandene Fundament gebessert und befestigt, und es galt nun zum wirklichen Aufbau zu schreiten. In der Mitte und im Südwesten waren feste kirchliche Anhaltspuncte geschaffen und der Bischof richtete nun seine Blicke auf den Norden und Osten, das eigentliche Heidenland. Da aber war das Nöthigste, was er brauchte, wirkliche Heidenmissionare. Da zeigte es sich denn recht, wie beklagenswerth es war, daß Faldera, das eigentliche Stammhaus der wagrischen Mission, dem Bisthum nicht mehr angehörte. Faldera war gleichsam die Mutter der wagrischen Kirche und die wagrische Kirche war noch ein zartes Kind. So war sie gleichsam dem zarten Kinde entzogen, die Muttermilch, seit die Verbindung mit Faldera abgebrochen war. Da lebten sie ja noch, die Männer, in denen durch Vicelins gottinnige Frömmigkeit die Gluth der Liebe Christi entzündet war, die mit ihm gebetet hatten für die Bekehrung der Slaven, mit ihm den Herrn gepriesen, so oft das Missionswerk vorwärts ging, mit ihm geseufzt, so oft die Hoffnungen wieder erloschen. Da lebten sie ja noch, die Männer, die, von ihm ausgesendet, unter häufigen Todesgefahren das Evangelium geprebigt hatten hin und her unter den Wenden, ein Eppo, ein Volkward, ein Hermann, ein Bruno. Solche Männer brauchte Gerold für die heidnischen Districte seines Bisthums. Darum entschloß er sich, noch einen Versuch zu machen zur Wiedererlangung Faldera's. Er begab sich deswegen von Segeberg aus abermals auf die Reise zum Erzbischof. Wo er den Erzbischof gefunden, ob in Hamburg, ob in Bremen, weiß ich nicht. Allein den Zweck seiner Reise erreichte er bei dem stolzen eigennützigen Prälaten nicht. Mit nichtigen Ausflüchten und Versprechungen ward er

hingehalten. Ein Papier war zuletzt Alles, was er erlangte, ein erzbischöfliches Schreiben nämlich an Eppo, Probst von Faldera, worin diesem aufgegeben wurde, die Hand nicht ganz von der jungen Kirche abzuziehen, sondern den Bischof zu unterstützen sowohl mit Personen als auch mit anderen Hülfsmitteln.

14.

Bruno in Oldenburg.

Auch mit diesem Material wußte Gerold wacker zu bauen. Heimgekehrt schrieb er alsobald an Eppo und bat ihn, ihm einen Priester zu schicken, der geneigt und willig wäre, als Heidenmissionar unter den Slaven im Lande Oldenburg zu wirken. Ein solcher fand sich bald. Das war eben jener vorher schon genannte Bruno. Das war ein Mann, der schon die Feuertaufe der Todesgefahr im Missionsdienste bestanden hatte. Es ist das nämlich derselbige Bruno, der mit Volkward und Hermann durch Vicelin nach Alt-Lübeck entsendet war, als Pribislav dort herrschte, und der sich noch daselbst befand, als der Rügierfürst Raze diese Stadt in einen Aschenhaufen verwandelte. Der hat in der Kirche gepredigt, deren Grundgemäuer der einzig übriggebliebene Rest von Alt-Lübeck ist. Als Kirche und Stadt zu Grunde gingen, da hatten die Missionare sich unter steter Todesgefahr eine Zeit lang im Schilfe verborgen gehalten, bis die Gefahr so weit vorüber war, daß sie nach Faldera entkommen konnten.

Bruno trug Verlangen nach neuer Wirksamkeit unter den Heiden. Gerade als Eppo die Brüder mit dem Inhalt des Briefes bekannt machte, den Gerold ihm geschrieben, hatte Bruno kurz vorher einen merkwürdigen Traum gehabt. Im Traume war es ihm vorgekommen, als ob er eines jener heiligen Gefäße, worin

die Catholiken das heilige Salböl aufzubewahren pflegen, deſſen ſie bei verſchiedenen heiligen Handlungen ſich bedienen, in den Händen hielte. Und wie er ſo das Salbkäſtchen vor ſich hin hielt, da wuchs aus dem Deckel ein lachend grünes Reis hervor und ward immer größer und größer, und ward zuletzt ein ſchöner ſtarker Baum. Als er nun die Frage des Präpoſitus vernahm: Iſt einer unter euch, ihr Brüder, der dem Ruf des Biſchofs Folge leiſten will, da war es ihm, als wäre das ein Ruf vom Herrn. Was ihm geträumt hatte, was hieß das anders, als: gehe nur hin, halte nur das Salbkäſtlein des Evangeliums in deinen Händen unter den Heiden, es ſoll ein grünes Reis daraus hervorwachſen und das Reis ſoll werden zum ſtarken Baum. Dem Herrn aber auf ſeinen Wink auf der Stelle zu gehorchen, hatte Vicelin durch ſein Beiſpiel die Seinen gelehrt. Da tritt er denn hervor und ſpricht: hier bin ich, ſende mich. — Du kennſt das lautere Wort des Herrn, mein Chriſt, gehorchſt du ihm auch ſo unbedingt, ohne mit Fleiſch und Blut dich zu beſprechen, auf ſein Wort?

Da kommt denn nun alſo Bruno nach Oldenburg und beginnt da das Werk Gottes mit großem Eifer. Er berief das Volk der Slaven, wird von ihm geſagt, zur Gnade der Wiedergeburt, indem er ihre Haine niederſchlug und ihre Götzendienſte zerſtörte. Dieſe Art zu miſſioniren mag manchem Leſer etwas abſonderlich erſcheinen, und es iſt wahr, unſere jetzigen Miſſionare unter den Heiden verfahren anders und berufen ſie zur Gnade der Wiedergeburt vor allen Dingen durch die Predigt des Evangeliums. Aber es waren damals auch noch andere Zeiten und jedenfalls war der Ruf, der in dieſen ſprechenden Thaten lag, verſtändlich genug.

Oldenburg, deſſen wird der geneigte Leſer ſich noch aus dem fünften Capitel erinnern, war dazumal ein Trümmerhaufen. Da fand ſich Bruno denn gar ſehr vereinſamt und verlaſſen. In Faldera, in Lübeck, allenthalben, wo er früher geſtanden, war er von Brüdern umgeben geweſen, mit welchen er durch die Liebe zu

dem Herrn innig verbunden war. Hier stand er allein unter lauter Heiden. Da kommt ihm denn der Gedanke, Oldenburg muß wieder aufgerichtet werden; es kann ja auf dieselbige Weise geschehen, wie Eutin, wie Lütjenburg, wie andere Orte sich wieder erhoben haben aus ihren Trümmern, durch christliche Colonisten; das wäre ein starker Anhalt und eine mächtige Förderung für die Mission. Dieser Plan wird denn dem Grafen vorgelegt, von diesem freudig gebilligt und auf des Grafen Ruf kommen nun sächsische Colonisten und fangen an Oldenburg wieder aufzubauen. So ist die Stadt Oldenburg entstanden, die heute noch steht.

Die neuen Ansiedler waren Christen und es mußte auch ein christlicher Gottesdienst ihnen geboten werden. Das Kirchlein Vicelins, darin Gerold am 6. Januar Gottesdienst gehalten, war ja zerfallen, ein Neubau war nöthig. So wurde denn ein ansehnliches Gotteshaus aufgerichtet und mit heiligen Geräthen, mit Büchern und anderem Zubehör aufs Beste ausgerüstet. Als sie fertig geworden war, diese Kirche, kam Bischof Gerold selbst, die Einweihung zu vollziehen. Auch Graf Adolph mit seiner frommen Gemahlin Mechthilde war zugegen. Beide wohnten mit großer Andacht dem Gottesdienste bei und wurde das neue Gotteshaus dem heiligen Johannes dem Täufer geweiht. Der Graf hinterließ dann noch außer anderen auf die Abstellung götzendienerischer Gebräuche zielenden Verordnungen für die Slaven den Befehl, daß sie an den Sonntagen in die Kirche kommen sollten, die slavischen Predigten zu hören, die Bruno verlas, und daß sie ihre Todten auf den Kirchhof bringen sollten, sie dort zu begraben. So wurde der christliche Cultus nach langjähriger Unterbrechung in Oldenburg wieder hergestellt.

15.

Ungefähr 90 Jahre.

Unser Helmold fügt hinzu, es sei diese Herstellung des Gottesdienstes in Oldenburg erfolgt: ungefähr 90 Jahre (anno quasi nonagesimo) nach der Zerstörung der früheren Kirche, welche nach des frommen Fürsten Gottschalk Ermordung geschah.*) Gottschalks Ermordung aber und die Zerstörung der früheren Kirche in Oldenburg geschah im Jahre 1066. Ist nun die Wiederherstellung des Gottesdienstes gerade 90 Jahre später erfolgt, so ist dieselbe, wie jeder leicht nachrechnen kann, im Jahre 1156 geschehen.

Aber so ganz einfach ist denn doch die Sache nicht. Man denke nur, im Frühjahr kommt Gerold nach Wagrien, zuerst beschäftigt ihn die Besitzergreifung der Dotation, dann ordnet er in Eutin die erforderlichen Bauten an, darauf regelt er in Segeberg die Klosterangelegenheit, von da aus reist er zum Erzbischof, zurückgekehrt verhandelt er mit Eppo wegen Sendung eines Priesters nach Oldenburg; nun erst kommt Bruno. Er mag im Juli, vielleicht im Junimonat in Oldenburg angekommen sein, früher schwerlich. Bruno beginnt seine Wirksamkeit, verhandelt mit dem Grafen wegen der Colonie, es finden sich Ansiedler an; das sind doch alles Dinge, die nicht in ein Paar Tagen abgemacht sind. Die ersten Ansiedler mögen noch im Herbst dieses Jahres eingetroffen

*) Helm. l. c.

sein, aber nun der Kirchenbau, noch dazu der Bau einer ansehnlichen Kirche und deren gänzliche Vollendung bis zur Einweihung: der Leser wird mir Recht geben, es ist nicht denkbar, daß die Oldenburger Kirchweihe noch im Jahre 1156 stattgefunden habe. Helmold sagt auch nicht, daß die neue Kirche gerade 90 Jahre nach Zerstörung der alten eingeweiht worden sei, sondern nur, der Gottesdienst in Oldenburg sei hergestellt ungefähr 90 Jahre nach Zerstörung der alten Kirche. Er sagt „ungefähr," weil die Herstellung des Gottesdienstes, die freilich später erst mit der Einweihung der Kirche vollendet war, doch durch die Sendung Bruno's, die Colonisirung und die Vorbereitung des Kirchenbau's im Jahre 1156 begonnen und angebahnt worden ist.

So viel ist gewiß, vor 1159 ist die Oldenburger Kirche geweiht. Denn um Pfingsten 1159*) brach Graf Adolph mit Herzog Heinrich auf, um Kaiser Friederich auf seinem zweiten italienischen Zuge zu begleiten, und war seitdem mehrere Jahre abwesend aus seinem Lande, indem er nach seiner Rückkehr aus Italien mit dem Erzbischof von Cöln nach England ging. Daß aber die Oldenburger Kirche erst nach seiner Rückkehr geweiht sein sollte, dagegen spricht der ganze Zusammenhang der Geschichte.**)

*) Raumer, Hohenstaufen. II. p. 27. — Helm. I. 86.

**) Giesebrecht, W. G. III. p. 80—82, setzt die Oldenburger Kirchweihe, so wie Alles von der Dotationsgeschichte an, in das Jahr 1157. Wie mir scheint, hat er aus dem „quasi" bei den 90 Jahren eine Berechtigung abgeleitet, die nicht darin liegt, in dem „toto anno" bei der Dotationsgeschichte mehr Schwierigkeit gefunden, als darin enthalten ist, dagegen aber die wahren Schwierigkeiten, die in dem Zeiterforderniß für die einzelnen Thatsachen enthalten sind, nicht genügend gewürdigt.

16.

Deilanus im Süseler Gau.

Die folgende Erzählung beginnt Helmold mit den Worten: da nun der Biſchof ſahe, daß in Oldenburg ein guter Grund gelegt war. Wer daraus ſchließen wollte, was nun kommt, das wäre erſt geſchehen, nachdem die kirchlichen Einrichtungen in Oldenburg bis zu dem eben beſchriebenen Puncte vollendet waren, der würde eine zu weit gehende Folgerung machen. Ein guter Grund war in Oldenburg ſchon gelegt, da die Miſſion und die Coloniſirung in Gang gekommen war, und die Vorbereitungen für den Kirchenbau begonnen hatten, und ſo weit war die Sache im Herbſt 1156 gediehen.

Da richtete er denn ſein Augenmerk auf den Süſeler Gau und ſtellte dem Grafen vor, wie förderlich es wäre, wenn auch dort kirchliche Einrichtungen ins Leben gerufen würden. Wir dürfen hier wohl nicht an das jetzige Kirchdorf Süſel und an die Erbauung der dortigen Kirche denken. Der geneigte Leſer wird ſich erinnern, daß ſchon oben bemerkt ward, Süſel hätte ſchon früher beſtanden. Zur Zeit jenes Raubzuges der Obotriten, von dem dort die Rede war, im Jahre 1147, war Süſel ein feſter Platz, welcher 400 waffenfähige Männer, einen Prieſter und alſo wahrſcheinlich auch eine Kirche hatte. Nein, der Süſeler Gau hieß die Umgegend von Süſel, eben ſo wie die Umgegend von Eutin der Eutiner Gau genannt ward. Süſel war eben der Hauptort der dortigen Gegend, an Neuſtadt dachte damals noch kein Menſch.

Da wandten ſich denn Biſchof und Graf wieder nach Falbera um einen Miſſionar, und Eppo ſandte ihnen Deilanus, einen

Mann, dessen Geist nach Mühsalen und Gefahren in der Predigt des Evangeliums dürstete. Diesen Durst zu stillen fand er denn auch reichlich Gelegenheit auf dem Arbeitsfelde, das ihm angewiesen ward. Denn seine Aufgabe war, das Evangelium zu verkündigen in einer Räuberhöhle, bei den Slaven am Flusse Krempine. Hier sehen wir, in welcher umfassenden Bedeutung der Name: der Süseler Gau, zu nehmen ist. Denn unter dem Fluß Krempine ist doch wohl das Binnenwasser zu verstehen, welches sich vom Neustädter Hafen nach Altenkrempe zu erstreckt. Das war ein Lieblingsschlupfwinkel wendischer Seeräuber, wie denn zu einem solchen Schlupfwinkel dieser Punct auch recht geeignet sein mochte. Da wohnte denn dieser Priester unter den Räubern, als ein rechter Missionar seinem Herrn dienend in Hunger, Durst und Blöße. Und seine Arbeit ist nicht ohne Frucht geblieben. Denn aus den Keimen, die er gepflanzt mit Seufzen und Beten, ist ohne Zweifel das Kirchspiel Altenkrempe geworden.

17.

Lütjenburg. Ratekau.

Da nun diese Dinge so ausgerichtet waren, fährt Helmold fort, da schien es an der Zeit, daß eine Kirche gebaut würde zu Lütjenburg (Lucelenburg) und eine andere zu Ratekau (Ratekowe), und es begaben sich dahin der Bischof und der Graf, und bezeichneten die Plätze, wo die Kirchen gebaut und die Kirchhöfe angelegt werden sollten.

Daraus folgt für unsere Kirche zweierlei, einmal, daß sie eine der ersten ist, welche in hiesiger Gegend errichtet worden sind, und fürs andere, daß Graf Adolph II. und Bischof Gerold selbst hier gewesen sind und mit einander den Kirchplatz ausgesteckt haben.

Um welche Zeit ist das geschehen? Früher als im Jahr 1156 kann es nicht gewesen sein, das sieht jeder leicht. Und wenn der Leser noch einmal nachsehen will, was im 15. Capitel gesagt wurde, so wird er mit mir sagen, es ist jedenfalls vor Pfingsten 1159 gewesen. Aber wann denn nun während dieser 3 Jahre? Der geneigte Leser wolle es sich nicht verdrießen lassen, noch einmal wieder zurückzublicken auf den zurückgelegten Weg. Ja freilich, ist das Alles, was Helmold von der Dotation des Bisthums an berichtet, so geschehen, daß das Nachhererzählte nicht eher angefangen hat, als bis das Zuersterzählte beendigt war, dann reichen diese Begebenheiten bis zur Designirung unseres Kirchplatzes noch über das Jahr 1159 hinaus. Im Frühling kommt Gerold, besichtigt die geschenkten Güter, läßt sie abschätzen, das Ergebniß wird dem Grafen vorgelegt, der Graf protestirt, läßt selbst vermessen, damit ist der Bischof nicht zufrieden, die Sache geht nach Braunschweig, darüber wäre gering gerechnet der erste Sommer vergangen. Die Bauten in Eutin, das wäre der zweite Sommer, Uebersiedelung des Klosters nach Segeberg nebst erforderlichen Bauten, der dritte, Gründung der Mission und Colonie in Oldenburg und Vollendung der Kirche, wenig angenommen, der vierte und fünfte. Da kämen wir schon in das Jahr 60 oder 61 hinein, was, wie gesagt, unmöglich ist. Auch außerdem ist es undenkbar. Wie? Gerold, dieser Mann beweglichen feurigen Geistes, sollte der erst den Ablauf der Vermessungsangelegenheit ruhig abgewartet haben, ohne inzwischen an Weiteres zu denken, dann ferner in Eutin ruhig stillgesessen, bis die Bauten fertig geworden, und ebenso in Segeberg, ohne zu gleicher Zeit andere Angelegenheiten zu betreiben, dann wieder von den Oldenburgischen Einrichtungen ganz hingenommen sein, ohne auf andere Pflanzungen gleichzeitig Bedacht zu nehmen? Nicht wahr, lieber Leser, so hättest du das nicht gemacht? Gerold sollte als ein guter Gärtner einen Garten Gottes anpflanzen in der wagrischen Wüste. Und welcher Gärtner macht es denn so, daß er erst einen Apfelbaum

anpflanzt, und erst, wenn der groß geworden ist, auch einen Birnbaum, und wieder erst, wenn der auch herangewachsen ist, einen Pflaumenbaum, und so fort, bis der ganze Garten bepflanzt ist? Wer es so machen wollte, der könnte leicht hundert Jahre brauchen, bis er mit seiner Anpflanzung zu Stande kommt. Nein, der Gärtner pflanzt alle seine Bäume oder Büsche zu gleicher Zeit, daß sie alle mit einander fröhlich heranwachsen und ihn nach wenig Jahren schon laben mit ihren Früchten. So hat es auch Gerold mit der Anpflanzung des wagrischen Kirchengartens gemacht. Helmold aber, indem er uns in diesem Garten umherführt, sagt ganz natürlich bei jedem Baum nicht bloß, wie er zuerst mit den anderen gepflanzt, sondern zugleich, wie er nun gepflegt und nach und nach ins Wachsen gebracht worden ist.

Dazu kommt noch dieses. Lesen wir weiter in unserem Chronisten, so finden wir unmittelbar nach diesem Berichte von den ersten kirchlichen Einrichtungen, die Gerold in Wagrien machte, zwei Ereignisse erzählt, die nach dem Urtheil der bewährtesten Forscher beide im Jahr 1157 sich zugetragen haben.*) Das eine ist Herzog Heinrichs Winterfeldzug nach Schleswig und Ripen zur Wiedereinsetzung des vertriebenen Dänenkönigs Sweno. Zu diesem Feldzuge rüstete sich Heinrich der Löwe, nachdem er zurückgekehrt war von dem Reichstage zu Regensburg, auf welchem er zu dem Herzogthum Sachsen auch noch Baiern zu Lehn empfing. Dieser Reichstag aber ward gehalten im Herbst 1156, das steht geschichtlich fest. Der erwähnte Feldzug also war im Winter 1156/57; und geschah nach des Herzogs Abzug die Schlacht bei Wiborg, in welcher Sweno seinen endlichen Untergang fand, am 23. Octbr. 1157. Das andere Ereigniß ist die Feuersbrunst, welche im Herbste 1157**) die junge Stadt Lübeck fast gänzlich zerstörte, wobei wir denn erfahren, daß Heinrich der Löwe durch

*) Helm. I. 84. 85.

**) Dr. E. Deecke: Geschichte der Stadt Lübeck, erstes Buch, p. 20.

diesen Untergang Lübecks veranlaßt ward, an der Wakenitz in der Gegend, wo jetzt Herrenburg liegt, eine neue Stadt zu gründen, welche Löwenstadt genannt ward, und erst als dieser Platz sich unzweckmäßig erwies und er von Graf Adolph die Abtretung Lübecks erreicht hatte, sie an der alten Stelle wieder aufbauen ließ, wo er sie ausstattete mit ausgedehnten Freiheiten und Privilegien, den Grundlagen ihrer nachmaligen Größe und Herrlichkeit. Wenn man das Alles in unserer Chronik so nach einander liest, so ist es, als hörte man ihren Verfasser sagen: da ihr nun gehört habt, wie im Jahre 1156 der Bau der wagrischen Kirche mit allerlei Einrichtungen ernstlich begonnen hat, so sollt ihr nun auch vernehmen, was sich denn weiter im Jahre 1157 in unseren Gegenden begeben hat. Ganz gewiß weist diese Reihenfolge entschieden darauf hin, daß das Stiftungsjahr unserer Kirche das Jahr 1156 ist.

So ist denn die Thätigkeit des Bischofs während des Sommers 1156 diese gewesen. Im Frühling kommt er, bereist und schätzt seine Güter. Da die Sache so weit ist, geht er nach Eutin und leitet die dortigen Bauten ein. Darauf reist er auf einige Wochen nach Segeberg in der Klostersache. Die Reise zum Erzbischof mag in 14 Tagen abgemacht gewesen sein. Dann wird er nach Eutin zurückgekehrt sein und hat von da aus, während er seine Bauten unter Augen hatte, die Sendung Bruno's nach Oldenburg herbeigeführt, die Gründung der Colonie geleitet und den Kirchenbau vorbereitet. Und als nun die Sache so weit gediehen war, daß er sich überzeugte, es sei ein guter Grund gelegt — und darüber wird es ziemlich Herbst geworden sein — da nimmt er neue Arbeiten in Angriff. Im Westen stehen Kirchen zu Bornhöved, zu Bosau, Plön ist der Graf im Begriffe aufzubauen, im äußersten Südwesten ist Segeberg auf's neue eingerichtet, im Nordosten ist zu Oldenburg ein guter Grund gelegt, in der Mitte sitzt er selber zu Eutin. Da zieht er denn eine Linie quer durch von Norden nach Süden, in der Mitte Süsel, im Norden Lütjenburg, im Süden

Ratekau; so ist der erste grobe Aufzug fertig zu dem Kirchennetze, womit Wagrien überſponnen werden soll, und dürfen jetzt nur noch die einzelnen Maſchen eingeſtrickt werden. Nun freilich, früh im Jahre kann es nicht geſchehen sein, was in Ratekau geſchehen iſt, ſondern höchſt wahrſcheinlich ziemlich ſpät im Herbſte.

Fragen mich nun meine Leſer, welche die Geduld gehabt haben, mir bis hieher zu folgen: ja was iſt denn da nun eigentlich geſchehen und was wollen wir denn nun eigentlich an unſerem Jubelfeſte feiern? ſo weiß ich davon freilich weiter Nichts zu ſagen, als was ich zu Anfang dieſes Capitels geſagt. Graf Adolph von Holſtein iſt von Segeberg und Biſchof Gerold iſt von Eutin gekommen, und dieſe beiden Herren haben mit einander den Platz für unſere kirchlichen Gebäude beſtimmt. Fertig geworden iſt unſere Kirche im Jahre 1156 nicht, vielleicht auch angefangen nicht einmal. Im Winter baut man ja nicht. Und fragt nun der Leſer weiter, wann iſt ſie denn gebaut? wann fertig geworden? wann eingeweiht? ſo iſt die Antwort: ich weiß es nicht, Niemand weiß es, Gott weiß es. In einem Jahre iſt ſie ſchwerlich fertig geworden. Sehet es nur an, dieſes ganz aus Feldſteinen aufgerichtete Gebäude. Dieſe räthſelhaften Granitkieſel, die den Gelehrten ſchon ſo viel Kopfbrechens gemacht haben und mehr als eine Hypotheſe hervorgerufen, die ſind freilich zu vielen Tauſenden über unſere Feldmark zerſtreut, und der liebe Gott hat das Material, woraus unſere Kirche erbaut werden ſollte, ſchon längſt zuvor hingelegt. Aber das hat doch nicht wenig Zeit, nicht wenig Arbeitskraft und manchen Schweißtropfen erfordert, dieſe Menge von Felſen herbeizuſchleppen, ſie aufeinander zu mauern und immer höher und höher zu heben bis unter das Geſimſe des Thurmdaches hinauf. Wie lange das gedauert hat, bis man damit zu Stande gekommen iſt, und wann zum erſten Male der Name Chriſti in der fertigen Kirche geprieſen worden iſt, darüber ſind uns keine Nachrichten aufbehalten. Ja, wäre die damalige Zeit eine ſo ſchreibſelige Zeit geweſen, wie dieſe unſere Zeit, da wäre es wahrſcheinlich Alles

haarklein aufgezeichnet worden. Aber das war eine andere Zeit. Jetzt schreiben die Menschen mit Dinte auf Papier, jene Zeit schrieb lieber mit gewaltigen Baumonumenten, welche Jahrhunderte überdauern.

Wir aber wollen uns nicht darum grämen, daß wir ihn nicht wissen, den Einweihungstag unserer Kirche, sondern dem lieben Gott danken, daß wir es haben, dieses Haus, in welchem aus dem Material, das Gott selbst in seinem Worte hingelegt, er in uns und unseren Kindern gebaut werden soll, der Bau, von Gott gebaut, der da bleibe in Ewigkeit.

18.

Gerold's Ausgang.

Für diejenigen meiner Leser, welche vielleicht wünschen sollten zu wissen, was denn nun aus Bischof Gerold weiter geworden ist, füge ich in diesem Capitel noch einige Nachrichten hinzu. Es ist dabei nicht meine Absicht, von seiner ferneren Wirksamkeit ausführlich zu berichten; nur Eines will ich noch erwähnen, das er in's Werk gerichtet hat, und dann von seinem Ende erzählen.

Das war voraus zu sehen, daß Oldenburg, der bisherige Sitz des Bisthums, zu seiner alten Größe und Bedeutung sich niemals wieder aufschwingen würde. Dagegen gewann Lübeck seit dem Brande durch Heinrich's Pflege gar bald eine Blüthe und eine Wichtigkeit, wie nie zuvor, und es deutete Alles darauf hin, daß diese junge Stadt alle älteren des östlichen Holsteins zu überflügeln und der Mittelpunct dieser Gegenden zu werden bestimmt sei. Es war klar, Lübeck eignete sich besser zur Metropole, d. i. Hauptort, des Bisthums, als Oldenburg oder irgend ein anderer Ort. Gerold stellte dem Herzog die Sache vor, und dieser ging bereitwillig ein auf einen Plan, der seinem Pflegkinde einen neuen

Glanz zu verleihen versprach. Beide Herren kamen nach Lübeck, der Herzog bestimmte den Platz für die zu erbauende Kirche, welche die Cathedrale, d. i. die Hauptkirche des Bisthums, sein sollte, und zugleich wurde das Domcapitel mit 12 oder mit der Präpositur 13 Pfründen gestiftet. Bei jeder bischöflichen Haupt-Kirche befand sich nämlich in damaliger Zeit ein Capitel, d. h. eine Verbindung von Geistlichen, meistens 12, Canonici, auch Chorherren oder Domherren genannt, welche die geistlichen Verrichtungen an der Cathedrale wahrzunehmen hatten. So mußte denn auch zu Lübeck ein Domcapitel sein. Zur Fundirung der dazu gehörigen Pfründen wiesen sowohl der Bischof als der Herzog gewisse Intraden und Berechtigungen an, und Graf Adolph schenkte einige in seinem Gebiet nahe bei Lübeck belegene Dörfer, welche mit den später hinzugekommenen jetzt noch unter dem Namen der domcapitelschen Dörfer männiglich bekannt sind. Die Kirche, die nun in Lübeck gebaut ward, war eben kein erhebliches Gebäude, Helmold nennt sie nicht einmal Kirche, sondern nur Bethaus. Die jetzigen lübecker Kirchen sind alle später gebaut, die älteste, der Dom, ist 1170 oder 73 gegründet. Ob das von Gerold erbaute Bethaus überall die erste Kirche in Lübeck oder nur der Wiederaufbau einer schon vor dem Brande vorhanden gewesenen, ob es ein provisorischer Bau an der Stelle der jetzigen Domkirche oder die Kirche St. Johannis am Sande, die auf dem heutigen Bauhof lag, gewesen sei, die Fragen will ich nicht entscheiden. Genug 1163 war die Kirche fertig und sollte eingeweiht werden zur bischöflichen Cathedrale. Allein nach dem Osterfeste erkrankte Gerold und lag schwer krank darnieder bis in den Juli. Da betet er, Gott möge doch so lange sein Leben ihm fristen, bis die Lübecker Kirche eingeweiht und das Chorherrenstift eingerichtet sei. Und wie einst des Königs Hiskia, so ward auch sein Gebet erhört; der Herr thut, was die Gottesfürchtigen begehren, und erhöret ihr Schreien.

Es weichen Schmerzen und Schwäche, und in der Mitte des Julimonats wird die Einweihung mit großer Feierlichkeit vollzogen.

Erzbischof Hartwig war selbst nach Lübeck gekommen und führte den Bischof mit festlichem Gepränge in seine Kirche ein. Auch Herzog Heinrich und Graf Adolph waren zugegen und beeiferten sich, ihre Gewogenheit durch neue Schenkungen an die Kirche und das Domstift zu erkennen zu geben.

So war nun die Versetzung des Bisthums nach Lübeck feierlich proclamirt. Aber Gerold hatte sein Tagewerk vollbracht, er fühlte, daß sein Ende nahe sei. Da beschließt er denn, noch einmal eine Rundreise zu machen durch seinen Sprengel, gleichsam um Abschied zu nehmen von seinem irdischen Wirkungskreise. Allenthalben, wohin er kam, versammelte er die Gemeinden, ermahnte sie zum Guten, stärkte sie im Glauben, wies die Irrenden zurecht, brachte die Zwieträchtigen zum Frieden. Da er zu Lütjenburg angekommen war, und die Messe gehalten hatte, fühlte er plötzlich seine letzten Kräfte schwinden. Da ließ er sich denn nach Bosau bringen zu seinem lieben Freunde Helmold, da wollte er sterben. Da besuchten ihn noch auf seinem Sterbelager Odo, Decan der Lübecker Kirche, und Ludolf, Probst von Segeberg, mit anderen Brüdern. Da die Umstehenden an seinem Lager den Wunsch aussprachen, es möchte ihm doch vergönnt sein noch länger zu leben, da antwortete er: „Warum wünschet ihr mir, liebe Brüder, „was unnütz ist. Wie lange ich auch lebe, immer steht der Tod „bevor. Am besten, es geschieht jetzt, was doch sicher einmal „geschehen wird. Was kann man mehr wünschen, als daß man „erst überwunden habe, dem zu entfliehen doch Niemandem ver„gönnt ist." Auf seinen Wunsch mußten die Brüder ihm vorlesen Psalm 122 v. 1: „Ich freu mich deß das mir geredet ist, daß „wir werden ins Haus des Herrn gehen." Zuletzt empfing er die Sterbesacramente und verschied in Helmolds Armen am 13. Aug. 1163 Morgens.*) So starb Gerold, letzter Bischof von Oldenburg und erster von Lübeck, Gründer des Hochstifts Eutin, Erbauer der Ratekauer Kirche. Nur etwas über 8 Jahre war er

*) Nach Giesebrecht, W. G., III. p. 136, und Grautoff, historische Schriften, I. p. 143.

wagrischer Bischof gewesen. Sein Leichnam ward nach Lübeck gebracht und dort von Geistlichkeit und Bürgern ehrenvoll in der Kirche bestattet. Später, nach Vollendung der Domkirche, sind seine Gebeine dahin übergeführt, und kann der geneigte Leser sich seinen Leichenstein noch jetzt daselbst zeigen lassen.

19.

Was man von späteren Schicksalen der Ratekauer Kirche weiß.

Das ist wenig. Einiges soll der geneigte Leser hier verzeichnet finden.

Der Verein für lübeckische Geschichte hat in dem von ihm herausgegebenen: Urkundenbuch der Stadt Lübeck, im ersten Theile, zwei Urkunden abdrucken lassen aus den Jahren 1235 und 1239 (Nr. 70 und 81), woraus hervorgeht, daß nicht lange vor dem Jahre 1235 durch lübeckische Bürger die Ratekauer Kirche in Brand gesteckt und verwüstet worden sei. Aus den in demselben Buche enthaltenen Urkunden Nr. 71 und 72 geht hervor, daß dasselbige Schicksal die Kirche zu Travemünde, die zu Rensefeld und einige andere Kirchen der Lübecker Diöcese betroffen habe.

Wie die Sache eigentlich zusammenhängt, läßt sich nur vermuthen. Das Wahrscheinlichste ist wohl dieses. König Waldemar II. von Dänemark hatte dieses Reich auf den Gipfel seiner Macht erhoben, auch einen großen Theil von Norddeutschland damit vereinigt. An Lübecks aufstrebender Macht brachen sich die Wogen seines Stolzes. Auf den Feldern von Bornhöved war er von den Lübeckern und ihren Bundesgenossen, dem Herzog von Sachsen, dem Grafen von Holstein, dem Erzbischof von Bremen und anderen, am 22. Juli 1227 vollständig geschlagen. Er sann auf Rache; nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es ihm den Grafen Adolph IV. von Holstein auf seine Seite zu bringen. Mit diesem vereint griff er denn im Jahr 1234 Lübeck an; bei Dänischburg hatten sie ihr Lager, der König lagerte auf dieser,

der Graf auf jener Seite, die Trave wurde mit Ketten gesperrt. Die Lübecker erzwangen den Durchgang, die Verbündeten mußten abziehen, zur See wurde Waldemar von den Lübeckern geschlagen.

Das wird die Veranlassung zu der Plünderung der vorher genannten Kirchen gewesen sein. Der Bischof war ohne Zweifel auf Seiten des Grafen, er konnte wohl nicht anders. Da werden nun die Lübecker, gegen Graf und Bischof aufgebracht, an den wehrlosen Kirchen der Umgegend ihr Müthchen gekühlt haben, und so wurden die Kirchen zu Neusefeld, zu Ratekau, zu Travemünde und noch andere, die nicht ausdrücklich genannt sind, geplündert und in Brand gesteckt. Travemünde war freilich gerade zu Anfang des Jahres 1234 den Lübeckern vom Herzog zu Lehn überwiesen, aber noch war es im Besitz des Grafen, und gerade die Anmuthung, daß er Travemünde abtreten solle, hat wohl hauptsächlich seinen Zorn gegen Lübeck erregt.*)

Fragt nun der Leser, was ist damals abgebrannt von unserer Kirche, was ist stehen geblieben, ist etwa die ursprüngliche Kirche ganz weggebrannt, so daß das jetzige Gebäude ein erst später errichtetes ist, oder ist sie etwa nur inwendig ausgebrannt? so muß ich wieder antworten: ich weiß es nicht. Die Ausdrücke der genannten Urkunden machen es sehr wahrscheinlich, daß nur eine theilweise Zerstörung stattgefunden hat.

Von einer gänzlichen Einäscherung ist in keiner von beiden die Rede, in der ersten nur von einigem Schaden, den die Lübecker der Ratekauer Kirche durch Inbrandsetzung zugefügt, und in der zweiten von Inbrandsetzung und Verwüstung.**) Wir dürfen getrost dabei bleiben, unser jetziges Kirchengebäude steht nun an die 700 Jahre.

Von seinen ferneren Schicksalen ist wenig zu sagen. Während der ersten vier Jahrhunderte ihres Bestehens ist sie, wie alle ihre Schwestern umher, eine katholische Kirche gewesen und ist katholischer Gottesdienst in ihr gefeiert. Wann und wie die Reformation bei uns eingeführt wurde, darüber sind bestimmte Nach-

*) Grautoff, historische Schriften. I. p. 168, 69.

**) quedam dampna per incendium illata, — incendium et devastatio.

richten nicht vorhanden. Der Verfasser der in der Einleitung erwähnten Handschrift: „Einige Nachrichten ꝛc." meint, daß wohl, als Bischof Detlev v. Reventlow im Jahr 1535 die Reformation im ganzen Hochstift einführte, auch unsere Kirche mit reformirt worden sei. Seitdem ertönt sie denn in ihren Mauern, die lautere Predigt von der Rechtfertigung durch den Glauben allen geängsteten Gewissen zum Troste.

Wie sie lange Zeit, obgleich in einem fürstlich Eutinischen Dorfe gelegen, doch unter dänischer, oder eigentlicher holsteinischer Hoheit gestanden hat und erst vor 14 Jahren durch den Vertrag zu Plön ganz wieder mit dem Fürstenthum verbunden ist, das will ich hier nur im Vorbeigehen erwähnen.

Noch stehe hier ein Verzeichniß der Ratekauer Prediger seit der Reformation, soweit sie bekannt sind:

1) Statius Detharding, war um 1590 Pastor zu Ratekau, starb 1596.

2) Gerhardus Hubertus, 1596—1631.

3) Magister Matthaeus Brandes, 1631—1652.

4) Johannes Laurentii, introducirt am 4. Advent 1652.

5) Magister Zacharias Opffermann, von 1682 an; 1715 in Ruhestand versetzt und bald darauf gestorben.

6) Michael Capsius, geboren 1672 März 31 zu Staßfurth bei Magdeburg, Rector in Plön seit dem 20. Novbr. 1704, Pastor in Ratekau seit Michaelis 1715, zuletzt Hauptpastor in Plön seit 1730, in Ruhestand versetzt 1754, starb 1756.

7) Johann Georg Westermann, erwählt am 1. Advent 1730, litt sehr am Asthma, woran er starb im Sept. 1741.

8) Joachim Wittrock, geboren zu Heiligenhafen 1704 Decbr. 2, Diaconus zu Plön 1739, Pastor zu Ratekau 1742 Sept. 10, erhielt den Titel als Consistorialassessor und starb im März 1766.

9) Adolph Hinrich Schroedter, bis dahin Candidat, introducirt am 19. Sonntage nach Trin. den 5. October 1766, in Ruhestand versetzt am 31. Juli 1808, starb in Lübeck.

10) Adolph Heinrich Eckermann, geb. 1778 Septbr. 15 in Eutin, Rector des Gymnasiums zu Hadersleben seit 1800, zum Pastor zu Ratekau erwählt den 24. April 1808, trat sein Amt an am 1. August 1808, starb den 21. März 1850.

11) Johannes Eduard Busse, geboren in Rensefeld 1811 Juli 3, Lehrer am Gymnasium in Oldenburg seit 1839, Pastor in Ovelgönne im Großherzogthum Oldenburg seit dem 25. Mai 1843, zum Pastor hieselbst erwählt den 30. März 1851, trat dieses Amt an den 18. Mai desselben Jahres.

20.

Der 6. November.

Der 6. November, das soll der Tag unserer Jubelfeier sein. Warum gerade dieser Tag? Nun, wir wollen's ja mit unserer Feier laut vor aller Welt bekennen, wir sind dessen dankbar froh, daß die finstere Heidennacht verschwunden ist, daß es auch bei uns auf den Leuchter gestellt ist, das Licht des Evangeliums, daß der Herr es uns hat gebaut werden lassen, unser Gotteshaus, darin dieses Licht uns leuchtet und dasselbe durch alle Gefahren hindurch behütet bis auf diese Stunde. Es war ja freilich eine große Gefahr, darin unsere Kirche stand, als am Trinitatis-sonntage 1738 der Blitzstrahl in den Thurm einschlug, so daß das Dach beschädigt und vieles Holzwerk zersplittert ward; wäre es nicht ein sogenannter kalter Schlag gewesen, die ganze Kirche wäre ein Raub der Flammen geworden. Aber von einer größeren Gefahr ist sie und mit ihr unser ganzes Dorf wohl nie bedroht gewesen, als am 6. und 7. November 1806, also jetzt vor 50 Jahren.

Am 6. November war die Schlacht von Lübeck geschlagen. Da hatte der damalige General Blücher, der nach der unglücklichen Schlacht von Jena die Reste der preußischen Armee gesammelt

und vor den Franzoſen her zuletzt nach Lübeck geführt hatte, von der Ueberzahl der franzöſiſchen Armeecorps unter den Marſchällen Bernadotte und Soult erdrückt, zuletzt aus dem Holſteinthore ſich zurückziehen müſſen mit dem Reſte ſeiner Truppen. Als es dunkel ward, ſtieg er vor dem Paſtorate zu Ratekau vom Pferde. Was noch übrig war von ſeinem Heere, das lagerte um ihn her in und um Ratekau, die Franzoſen auf der Eutiner Landſtraße und ſonſt rings umher. Die angebotene Capitulation verwarf der General, er wollte lieber ſterben, als ſich ergeben. Schon waren am anderen Morgen die Franzoſen im Begriff die Lunten an die Kanonen zu legen, welche auf Ratekau gerichtet waren, als die preußiſchen Parlamentaire bei den franzöſiſchen Heerführern erſchienen. Um Ratekau wäre es geſchehen geweſen, von unſerer Kirche wäre Nichts als ein Trümmerhaufe geblieben, hätte nicht der Herr, der die Herzen der Mächtigen wie Waſſerbäche lenkt, während der Nacht Gedanken der Ergebung, Gedanken der Menſchlichkeit, Gedanken des Friedens geſenkt in das Herz des Generals, deſſen Gemüth eben ſo milde und menſchlich war, wie ſein Geiſt unerſchrocken und kühn, deſſen Name unvergeßlich angeſchrieben ſteht im Herzen des deutſchen Volkes. Da kamen denn die franzöſiſchen Bevollmächtigten und gegen Mittag war die Capitulation von Ratekau im hieſigen Paſtorate abgeſchloſſen, welche dem Blutvergießen ein Ende machte und Dorf und Kirche vom ſichern Untergange rettete.

Wer mehr davon zu erfahren wünſcht, wie es damals bei uns hergegangen iſt, der leſe die folgende Aufzeichnung, welche der damalige Prediger, Paſtor Schrödter, bald nachher aufgeſchrieben und im hieſigen Kirchenarchive niedergelegt hat.

Einige besondre Nachrichten über die den 7. Nov. 1806 zu Ratekau geschlossene Capitulation der Preußen mit den Franzosen, mit Uebergehung dessen, was in den öffentlichen Zeitungsblättern darüber anzutreffen ist. Ratekau den 2. Dec. 1806.

Den 5. Nov. Nachts etwa um 12 Uhr ward's im Dorfe sehr unruhig und an Pastors Hausthüre geklopft. Es ließ nämlich der Bauervogt sagen, daß wir unsern Knecht schicken möchten, über die preußische Einquartierung zu sprechen. Antwort: Wir wären bekanntlich dänisch und neutral, und würden keinen Knecht schicken. Ein preußischer Husar klopfte an, über die Einquartierung von 6 Offizieren mit ihrem Gefolge zu reden. Antwort: Wir wären dänisch und neutral, und nähmen keine fremde Einquartierung an. Antwort: Es wäre Krieg, und wenn wir nicht mit Gutem wollten, so sollten wir statt 6 Offiziere 50 Gemeine haben ꝛc. Er sprengte die Hausthüre, die nur verriegelt war. — Wir blieben dabei, daß die Kirche und die Kirchenhäuser dänisch, das Dorf aber Eutinisch wäre u. s. w. Endlich aber ward er gefälliger, stimmte herab, legte es auf's Bitten, und sagte, daß man nur ein paar Stunden sich erquicken und dann weiter nach Holland gehen würde. — Antwort: Wenn man es als eine Gefälligkeit ansehen wollte, so wollten wir sie auf ein paar Stunden aufnehmen. Er ging weiter. Er nannte sich Deutschmann. Nun wurden schnell die Knechte und Mägde geweckt, die Zimmer geheizt und das ganze Haus in Thätigkeit gesetzt; Weinspeisen, Ochsenbraten (wir hatten eben geschlachtet) für die Offiziere ꝛc., Milch, Fleisch, Grütze, Kartoffeln ꝛc. für die übrige Suite. Die Hinterdiele, das neue Gebäude, der Kuhstall, weil die Kühe bei der günstigen Witterung noch im Felde waren, wurden für die Pferde geräumt. Morgens um 4 Uhr kam der Major Gold mit einem Gefolge von 50 Pferden an, müde und matt, hungerig und durstig ꝛc. Es ward Kaffe getrunken, die Pferde wurden placirt und gefüttert. Man speisete und begab sich zur Ruhe, die Offiziere in Betten, die Andern auf

Streu bei den Pferden. Als man erwachte, wurde Kaffe getrunken, und man berathſchlagte, was zu thun wäre. Man hörte ein beſtändiges Kanoniren. Es wurden Patrouillen ausgeſtellt. Das ganze Dorf war angefüllt mit Pferden und Mannſchaften, an die 1200, wie man ſagte; man wollte nach Eutin. Gerüchte erſchollen, daß die Franzoſen ſchon in Lübeck wären. Zwei Offiziere ritten nach Lübeck, Erkundigungen einzuziehen, kamen aber nicht wieder zurück. Es hieß, daß ſie in der Schlacht geblieben wären. Einer nannte ſich Baſſewitz. Zu Mittag wurde gegeſſen, Kaffe getrunken, und plötzlich brachen ſie alle auf, den Weg nach Eutin. Sie wußten aber ſelbſt nicht, wohin; denn die Confuſion der Offiziere und die Ermüdung der Truppen war zu groß (ſie waren auf der Flucht und die Franzoſen hinter ihnen drein). Kaum waren ſie weg, ſo ſtieg General Blücher entkräftet vom Pferde. Es war ſchon finſter. Er trat in's Zimmer und warf ſich in den Lehnſtuhl. Es ward angezeigt, daß Major Gold ſo eben unſer Haus und das Dorf verlaſſen hätte, worüber er ſehr ungehalten war, Halt machen ließ, und bald kam ein Offizier mit der Nachricht, daß Halt gemacht wäre und man ſich auf dem Rückwege befände. Die Abſicht des Generals war, annoch den Franzoſen eine Schlacht zu liefern. Der Major Gold kam nun mit ſeinem ganzen Regimente wieder zurück. Welch eine Menge umgaben uns in dieſer Nacht vom Donnerſtag auf den Freitag! Wir hatten über 200 Pferde und Huſaren, außer den Offizieren. Der Organiſt, der die vorige Nacht einen Rittmeiſter Belling, 2 Offiziere und 25 Huſaren gehabt hatte, bekam nun an die 50. Jede Wohnung im Dorfe war angefüllt. Das Dorf war mit 8000 Preußen beſetzt, und rings herum rechnete man 12,000, und im Rieſebuſch und auf dem Sandfelde bis nach Pansdorf hin an die 36,000 Franzoſen, welche immer den Preußen auf dem Fuß gefolgt waren, durch Schwartau, nach der blutigen und ſchrecklichen Schlacht in Lübeck. Menſchen und Vieh kamen alle hungerig und durſtig aus der Schlacht und abgemattet vom Marſche in und um Ratekau zuſammen und verlangten Befriedigung. Man gab gerne hin, was man nur aufbringen konnte. Die Kirche

ward nicht verschont, sondern erbrochen, um mit den Pferden unter Dach zu kommen, obwohl dennoch die mehrsten die Nacht über unter freiem Himmel zubringen mußten. Die Kirche aufzuschließen ward verweigert, und so ward Gewalt gebraucht wider die dringendsten Vorstellungen. Es ward Kriegsrath gehalten, und man hörte hernach die Offiziere unter einander sagen, wie der General sich erklärt hätte, daß es zur Schlacht gehen müsse, und er eher sein Grab hier finden wolle, als sich ergeben. Der Herzog von Braunschweig-Oels wärmte sich in der Küche am Feuer und sagte: „Sie werden es gehört haben, was für ein Schicksal auf Sie wartet. Die Dänen wollen uns nicht durchlassen zur Flucht." Er ging weg, und nachdem er gegessen hatte, legte er sich zu den andern auf Streu. Zwei Offiziere von französischer Seite erschienen und trugen die Capitulation an. Die Antwort war, der General hätte sich zur Ruhe begeben und würde sich zu keiner Capitulation entschließen. Es ward erwiedert, ob es denn gerathen wäre, so viel unschuldig Blut zu vergießen, und wo sie denn hin wollten, da sie ja von allen Seiten umzingelt wären. Antwort: Das müßte die Zeit lehren. So hatten die Franzosen die Preußen in Lübeck auch eingeschlossen, denn sie waren aus Mecklenburg in's Burgthor und aus dem Lauenburgischen in's Mühlenthor zugleich eingedrungen, und den Preußen war nur das Holstenthor zur Flucht offen geblieben. Dazu kam die Geschwindigkeit der Franzosen, die den Preußen keine Zeit ließen sich auszuruhen, welches letztere wohl mögen in Lübeck zur Absicht gehabt haben, in der Meinung, daß jene noch weit hinter ihnen zurück wären.

In dem Augenblick ward gerufen: Feuer! und man glaubte ein Haus in Flammen zu sehen. Allein es war das Wachtfeuer, welches man sogar in Schönwolde hat sehen können. Die Vorsehung hat über uns und unseren strohenen Dächern gewacht; auch wurden sie von einem sanften Regen befeuchtet. Auf dem Kirchhofe war an 18 Stellen Wachtfeuer. In den Ställen, den Scheunen, und so allenthalben, ging man mit brennenden Lichtern. Thore, Hecken, Pfosten, alles ward gesammelt zum Feuer, um

dabei zu kochen und zu braten. Auch noch bei Tage ward Pulver in's Feuer geworfen. Da wir uns gegen den Winter gut verproviantirt hatten, alles schafften, was sie verlangten, und solches willig hergaben für Menschen und Vieh, für Vornehme und Geringere, und es an schneller und hurtiger Bedienung nicht fehlen ließen, so begab man sich ein paar Stunden zur Ruhe auf Stroh in den Zimmern, droben und unten, in den Ställen auf der bloßen Erde, auf dem großen Platze und wo sie zukamen. Schwebten wir jetzt in der größten Furcht und Angst, so war uns doch die Hülfe Gottes nahe. Der die Herzen der Großen lenket wie Wasserbäche, lenkte auch das Herz des Generals. Der Mann, welcher nicht in Mecklenburg, nicht in Lübeck, nicht vor ein paar Stunden zu einer Capitulation sich entschließen konnte, ward beim Erwachen dahin geneigt, daß er sogleich hinschickte und die Capitulation anbieten ließ, als man schon im Begriff war, die Lunten an die Kanonen zu legen, die auf Ratekau gerichtet waren. Die Capitulation selbst ging nun vor sich. Auf Befehl des Generals ward die große Stube gesäubert u. s. w. Den französischen Generälen wurde eine Bedeckung entgegengesandt, und sie wurden mit allen Ehrenbezeugungen empfangen. Die Thüre ward verschlossen, Wache davor, und Niemandem ward ein Zutritt verstattet. In $1\frac{1}{2}$ Stunden war alles vorbei und die französischen Generäle setzten sich wieder zu Pferde. Nun erschallten überall die Stimmen: Es ist vorbei, wir haben capitulirt. Mehrere freuten sich unserthalben, und einer unter den Offizieren sagte zu mir: Es ist heute ein wichtiger Tag für Sie in der Geschichte. Die Urtheile kreuzten sich durch einander. Einige waren's zufrieden, andre murrten, zerbrachen Flinten und Schwerter und warfen sie von sich u. s. w. Wichtig ist es mir und unvergeßlich, daß der General in einer Unterhaltung mit ihm zu mir sagte: **Ich capitulirte Ihrenthalben und Ihres Dorfes wegen**, welches ich mit Lobpreisungen der göttlichen Vorsehung und mit geziemender Danksagung gegen ihn erwiederte. Essen und Trinken ward nicht vergessen. Es mußte alles Mögliche in der Eile herbeigeschafft werden. Das Zeichen zum Abmarsch ward mit

der Trommel gegeben. Der Zug ging in gehöriger Ordnung vor sich, Viele desertirten u. s. w. Der General blieb mit seinem Sohne, als seinem Adjutanten, annoch zu Mittag, und nach Tische begaben sie sich unter französischer Bedeckung nach Stockelsdorf zu dem General Ewald, seinem alten Freunde, wie er ihn nannte. Der Nachmittag ging hin mit verschiedenen Besuchen französischer Offiziere und Husaren, die sich zum Theil speisen ließen, zum Theil einige Bouteillen Wein und Brod forderten, Servietten zum Einpacken verlangten und dann weiter ritten. Abends um 7 Uhr ließ Organist fragen, ob wir noch Einquartierung hätten. Antwort: Nein, sie sind Alle weg. In dem nämlichen Augenblick aber kamen 2 französische Generäle, Tillig, der die Capitulation mit unterschrieben hatte, und Wattich, und mehrere Offiziere mit ihrem Regimente. Es waren an die 8 Offiziere, und unser Haus und unser Dorf waren wieder mit Husaren angefüllt. Es half nichts, daß wir sagten, wir wären dänisch, und die Preußen hätten alles aufgezehrt. Man verlangte Nachtquartier. Sie besetzten das Haus und das Dorf mit Ungestüm. Es mußte für Menschen und Pferde, an der Zahl 100, in unserem Hause angeschafft werden, und so auch verhältnißmäßig im Dorfe. Man verlangte auch reine Wäsche, Essen u. s. w., und so ging's die Nacht durch. Die Unschicklichkeit der Leute war groß; weil indessen zu Allem Anstalt gemacht wurde, so ward's in unserm Hause ruhig. Das Betrübteste war die schreckliche Plünderung im Dorfe; der Organist kam und zeigte an, daß man ihm Alles geraubt, und nachdem er Alles hergegeben, Louisd'ors mit Prügel verlangt, die Kirchen-Geräthe genommen, Meubles zerschlagen, in die Kirche gebrochen, den Gotteskasten geleeret u. s. w. Ich ging zu den Generälen und Offizieren und that die dringendsten Vorstellungen, besonders, daß man nicht in Feindes Lande, sondern in einem neutralen Gebiete wäre. Man hörte es mit vieler Gleichgültigkeit an, bis ich endlich einen Offizier bewegte, daß er vom Tische aufstand und mit dem Organisten ging. Aber die Plünderer hatten sich schon entfernt. Der Organist bat, daß wir ihn und seine Frau aufnehmen mögten, und er hat an die

14 Tage bei uns logirt, bis er nach und nach wieder sein Haus logible gemacht hat. Die Kirche und das Dorf waren erleuchtet, und Jammer und Wehklagen auf der Straße und in den Wohnungen; denn es ward nicht nur geraubt, sondern auch Gewalt ausgeübt, daß man zum Flüchten genöthiget ward und die Wohnungen verlassen mußte. Eine über alle Beschreibung schreckensvolle Nacht, vom 7. bis zum 8. November, in einem neutralen Gebiete! Morgens um 6 Uhr war Kaffe bestellt und um 10 Uhr Frühstück; gebratene Hühner und dergleichen. Die Husaren bekamen auch Kaffe, Butter, Brod und Wein, der noch übrig war. Die Offiziere, verlangten immer feine Weine u. s. w. Nach vielem Hin- und Hergehen und Erkundigungen der Wege setzten sie ihren Marsch weiter fort, um 2 Uhr u. s. w.

Das ist die Erzählung des Pastor Schrödter von der schweren Gefährdung und gnädigen Errettung unserer Kirche am 6. und 7. November des Jahres 1806, deren Gedächtniß wir zugleich mit unserem Jubelfeste am 6. November dieses Jahres begehen wollen. Der 6. November ist ohnehin ein Tag von hoher Bedeutung für evangelische Christen. Am 6. November 1632 ließ König Gustav Adolph in der Schlacht bei Lützen sein Leben für den evangelischen Glauben, am 6. November 1832 ist zu seinem Gedächtniß der evangelische Verein der Gustav-Adolph-Stiftung gegründet. So eignet sich der 6. November gar wohl zu einem kirchlichen Jubelfest. Und wenn wir Ratekauer denn nun am 6. November dieses Jahres öffentlich mit einander Gott und den Vater unseres Herrn Jesu Christi preisen, daß er uns errettet hat von der Obrigkeit der Finsterniß und versetzt in das Reich seines lieben Sohnes, daß er unser Gotteshaus uns hat erbaut werden lassen und gnädig behütet nun 700 Jahre lang, so daß wir es in demselben können leuchten sehen mit unsern Kindern, das reine Licht evangelischer Wahrheit, und uns unverkürzt getrösten der ewigen Gnadengüter im Sacramente: so wolleſt du, lieber Leser, mit uns danken und den Herrn bitten, daß er diesen Tag gesegnet sein lassen wolle an unseren Seelen zu seines Namens Ehre. Amen.

Druck von H. G. Rahtgens in Lübeck.